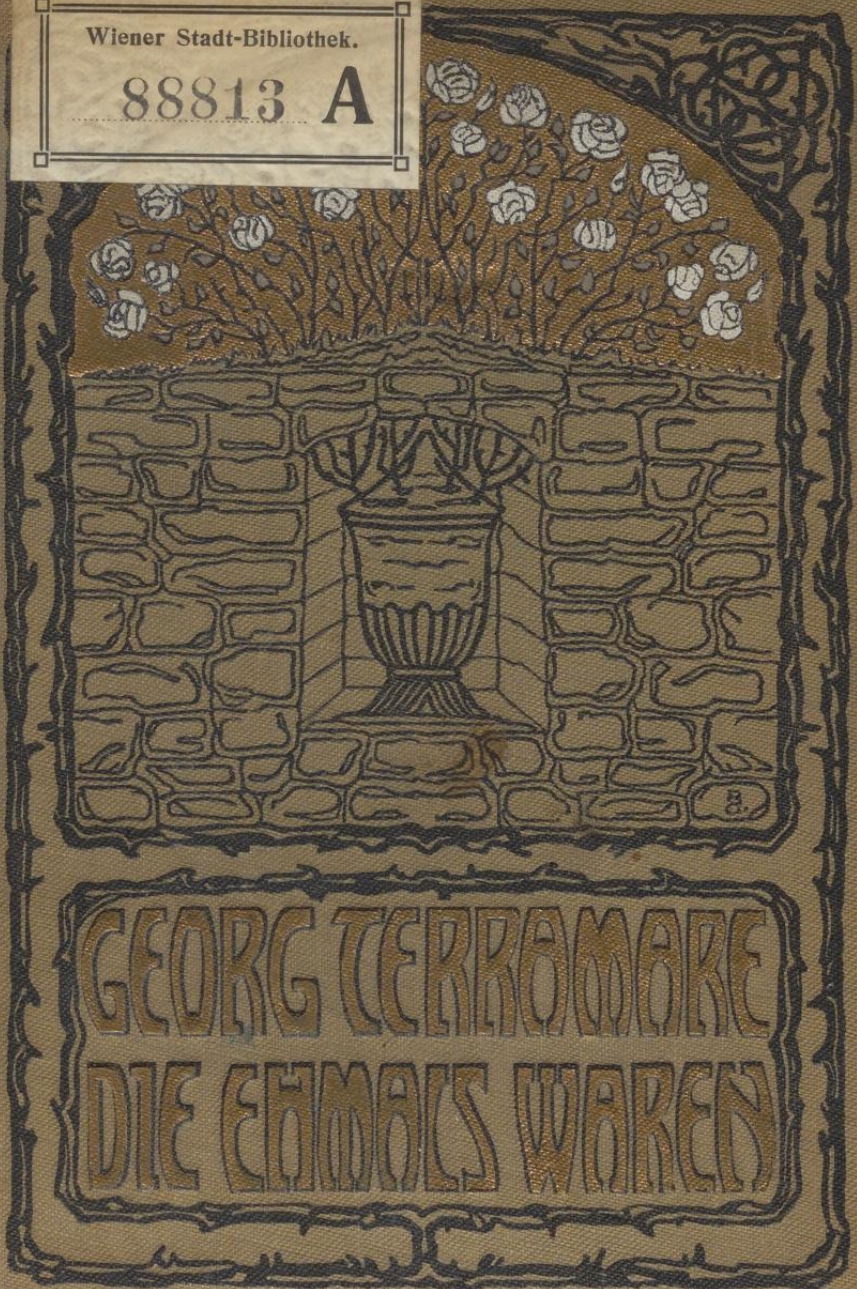
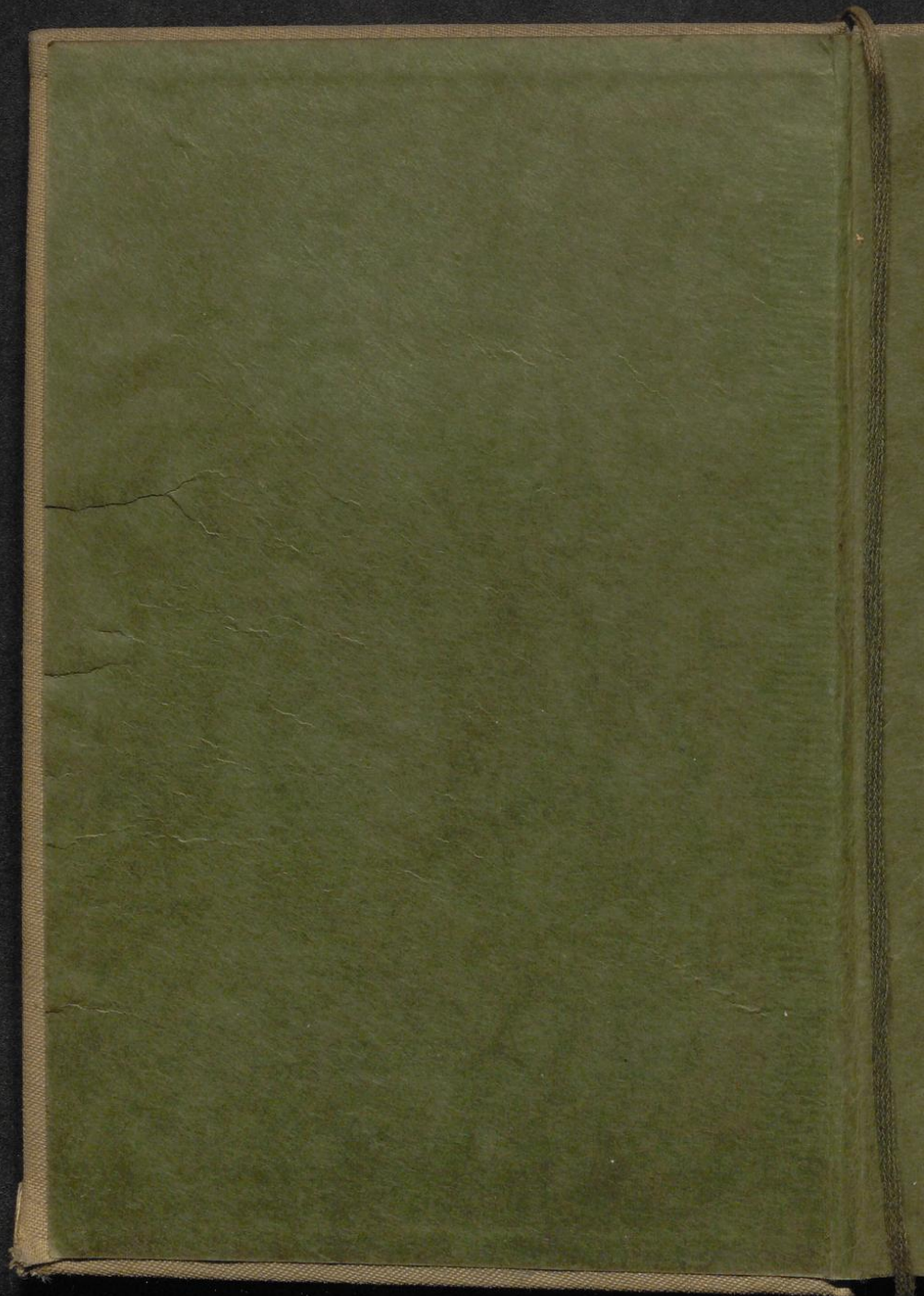


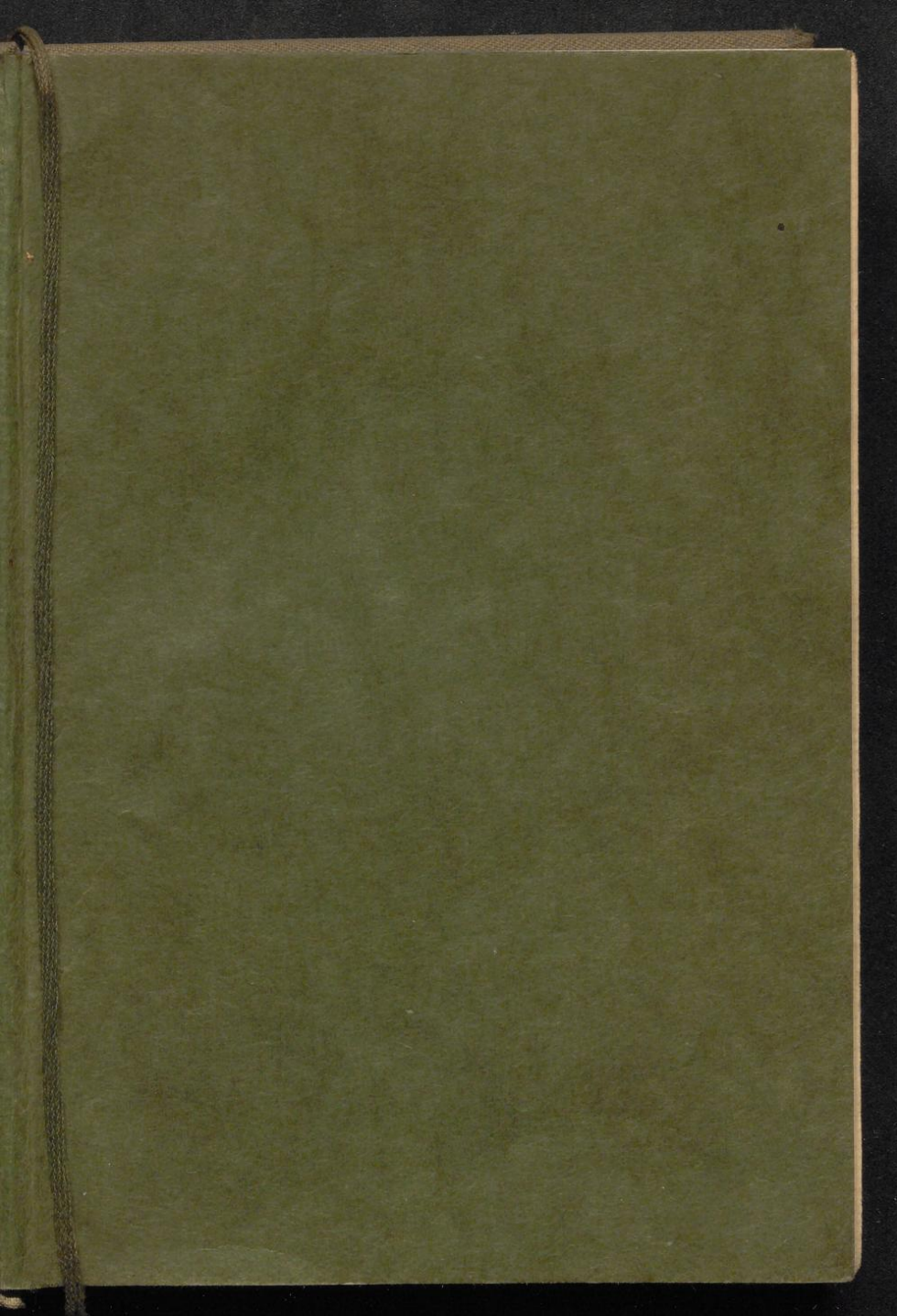
Wiener Stadt-Bibliothek.

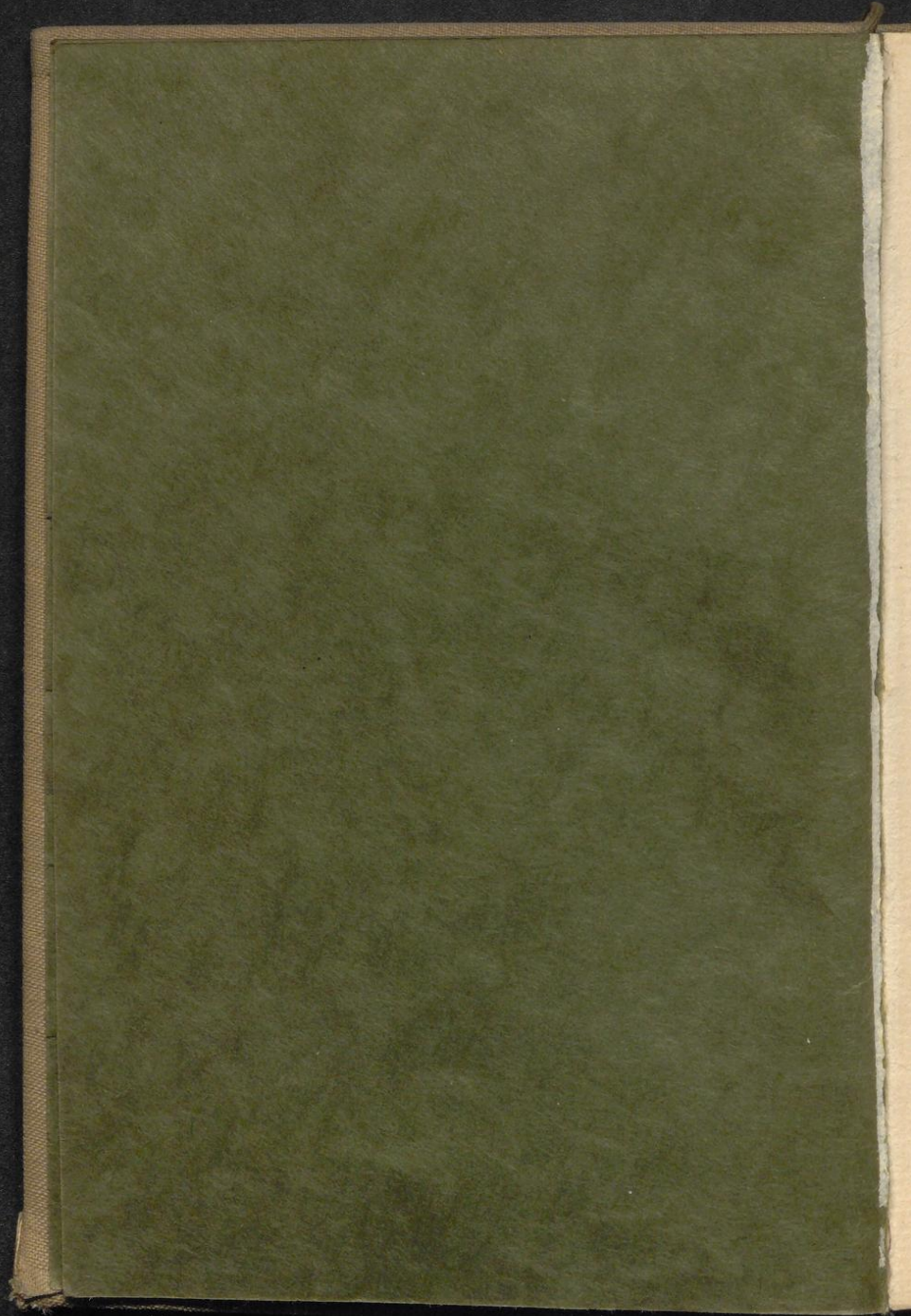
88813 A



GEORG TERRAMARE
DIE EHMAIS WAREN







Q 18813

178

Die ehemals waren.



J. N. 130276

Die ehemals waren

Von Georg Terramare

Einband und Buchschmuck
von Bianca Glossy

Zweites Tausend



Leipzig • Verlag von L. Staackmann
1911

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1911 by L. Staackmann.

Druck: Julius Klinckschardt, Leipzig.

Meiner Braut

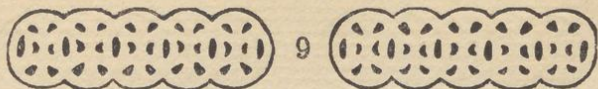
am 30. Jänner 1911

zugeeignet.









Ritter Gersachs Kreuzfahrt.

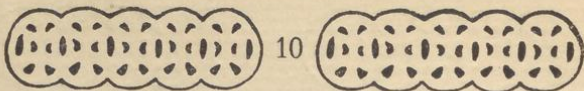
Eine Chronik-Erzählung.

Was hier folgt, ist die Geschichte des Ritters Franz von Gersach, die ich in einer alten Chronik aufgefunden habe. Ein frommer Ordensbruder hatte das Schicksal dieses Ritters, sowie es dessen Knecht ihm mittheilte, aufgezeichnet und ich habe es unternommen, diese Geschichte in die Sprache unserer Tage zu übertragen.

I.

Der Knecht hub an:

„Ich erzähle Euch, verehrungswürdiger Vater, alles, was ich aus dem Munde meines lieben Herrn, Franz von Gersach, gehört und was mir andere über ihn berichtet haben, in der Reihenfolge, wie es geschah, wahr und unverfälscht, so mir Gott, der Herr, beistehe in meiner letzten Stunde.



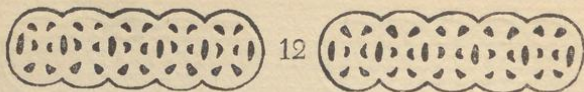
Herr Franz von Gersach, der zweite Sproß des Herrn Wilhelm von Gersach mit seiner Gemahlin Rose de Beaufleure, war ein gar kräftiger Mann von schönem Wuchse und im vierundzwanzigsten Lebensjahr, als er sich auf dem Turniere zu Straßburg, der prächtigen Stadt, die Farben einer Dame erwählte, deren Angesicht ihm zwar nicht fremd war, deren Stimme er aber niemals gehört hatte. Sie hieß Elisabeth und war die junge Witwe des seligen Grafen von Montefon, der auf der Fahrt ins heilige Land, die er bald nach seiner Vermählung antrat, plötzlich gestorben war. Ritter Franz hatte sie, da ihr Schloß kaum eine Stunde guten Rittes von der Burg derer von Gersach entfernt war, wohl des öfteren gesehen, hatte aber bis zum Abend vor dem Turnier zu Straßburg niemals mit ihr ein Wort gewechselt.

Ohne daran zu denken, ob er die Farben irgend einer Dame am folgenden Tage tragen werde, wandelte er durch die für das Turnier wohlgeschmückte Stadt. Am Marktplatz, wo schon alle Schilde der mitstreitenden Herrn zur Schau gehängt waren, blieb er stehen und



suchte, ob er das Wappenbild eines Freundes finden könnte. Es waren aber nur fremde Wappen da und die meisten Schilde waren mit Seidenbändern geschmückt, oder an dünnen Schnüren hing hier und da ein Handschuh oder gar ein Pantoffel aus schöner Seide, Gaben und Zeichen von einer verehrten Frau, für deren Ruhm der Ritter, der das Wappen trug, eine Lanze zu brechen gewillt war. Nur der Schild derer von Bersach, eine goldene Lanze in rotem Querbalken gebettet, auf silbernem Grunde, hing ungeschmückt und leer in der Wappenreihe. Dies kränkte Herrn Franz, da es ihm unnütz schien, in die Schranken zu reiten, ohne daß eine schöne Dame seines Sieges harre.

In diesem Gedanken wurde er durch das Geschrei zweier Vorläufer gestört, die mit heftigen Worten ein paar Bürger schalten, die nicht ausweichen wollten. Er wandte sich um und blickte in die Sänfte, in der Frau Elisabeth, schön angetan, saß und neugierig in die Menge schaute. Herr Franz neigte grüßend sein Haupt, worauf die schöne Frau im Vorbeigleiten dem Ritter, froh, einen Landsmann und Nachbarn gefunden zu haben, die Hand



reichte. Der erfaßte sie und führte den mit hartem Goldfaden reichverzierten Handschuh an den Mund. Die Dame blickte ihn an und ihre graublauen Augen schienen froh und kindlich heiter zu lachen. Dadurch mutiger gemacht, hub Herr Franz zu sprechen an und gab auf die vielen Fragen, die ihn, die Seinen und zuletzt das am folgenden Tage stattfindende Stechen betrafen, Antwort. Im Gespräch nun begleitete sie Herr Franz bis zur Thür ihrer Herberge und half ihr in ritterlicher Art sich aus der Sänfte erheben, wobei sie seine Hand drückte, was dem jungen Ritter viel Freude machte.

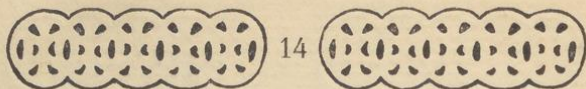
In das Haus zum goldenen Lamm heimgekehrt, schrieb er an Frau Elisabeth einen langen Brief, der ihm gar schwer fiel. Er bat, des Druckes der zarten Hand eingedenk, um die Gunst, den Handschuh der schönen Frau an seinen Schild hängen zu dürfen. kaum war eine Stunde verstrichen, und schon hielt Herr Franz den dunkelroten Handschuh in seiner linken Hand, während er mit der rechten die schöne und reiche Zierat betastete. Kurz darauf schritt er, mit einem schweren Mantel bekleidet, denn es war inzwischen Nacht und kühl



geworden, dem Marktplatz zu, wo er den Handschuh voller Freuden an seinen Schild heftete.

Der Tag des Turniers war angebrochen. Herr Franz von Gersach erhob sich gar zeitig aus dem Bette, hörte die Messe und bereitete sich, nachdem er ein gutes Frühstück genommen, zum Stechen vor. Gar manch ein Spötter sagte, viele von den edlen Frauen, die das Turnier besuchen, hätten des Nachts vorher nicht geschlafen, weil das Bekleiden, das Richten des Kopspuges und das Feststecken von Edelstein und Perlengeschmeide so lange Zeit erforderten. Wäre dies so, so täte es mir um die edlen Damen leid, da sie so viel Qual um den Preis der Schönheit erdulden müssen.

An diesem Tage waren die Frauen gar minniglich und schön und die Ritter wehrhaft und angefan in den reichsten Waffen. Herr Franz, der seinen wohlgeschulten Fuchswallachen ritt, hob, in der Kunst des Turnierens wohlbewandert, vier Herren aus dem Sattel. Die Namen der Ritter sind mir nicht mehr im Sinn, doch waren es gute Reiter. Als er gegen den fünften anritt, versah er sich im Ziel, denn seine Lanze glitt von der Brustplatte des Gegners ab und



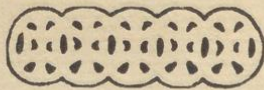
fuhr unter dessen Arm durch. Herr Franz hatte seinen sicheren Halt verloren und warf, ohne es zu wollen, seinen Leib gegen die Esche seines Gegners, so daß dieser ihn weit aus dem Sattel hob und ihn unter dem lauten Erklängen seiner Wehr zu Boden streckte. Doch war der Sturz nicht so heftig, da er sich, nachdem er vom Boden aufgerichtet war, zu Fuß und ohne Stütze vom Kampfplatz aus den Schranken begeben konnte. Tags darauf ritt er zwar nicht als Sieger, aber doch von vielen bestaunt, nach der Bersachburg, wo er voll Stolz seinem Vater den Handschuh der vielerlethen Frau Elisabeth zeigte, ohne deren Namen zu nennen, den er erst in später Abendstunde leise nur seiner Mutter, der Frau Rose, anvertraute, die sich darob nicht zu erfreuen vermochte.



II.

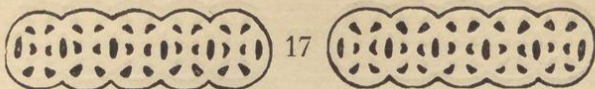
Einige Tage nach Herrn Franzens Heimkehr überkam ihn die Lust auf Gejaide auszugehen. Nur von einem Diener und zwei der besten und schönsten Bracken begleitet, ritt er, den Falken auf dem neuen, grauen Wildlederhandschuh, lange Zeit durch den Wald, bis er gegen Mittag auf die breite Straße gelangte, die nach dem Schloß der Herrin von Monteton führte, das er in gutem Galopp in einer halben Stunde erreichte.

Als Herr Franz von Gersach in den Hof des Schlosses einritt und unter den weiten Bogen kam, sah er der Gräfin dunkelhaarige Jose, eine gar schöne und liebliche Burgelster, von der oberen Galerie herablugen, um zu sehen, wer einreite. Sie rief Herrn Franz zu, daß die Gräfin, ermüdet von der weiten Reise, noch das Bett hüte, bat ihn aber zu verweilen, da sie sicher wisse, daß Frau Elisabeth sich über sein Kommen sehr freuen werde. Der Herr von Gersach wurde



sodann in eine Kammer geführt, wo er auf einem Tische einen schönen Becher mit gutem Cypertwein bereit fand, den ein Freund der Gräfin in zwei Schläuchen vom gelobten Land mit etlichen anderen Kostbarkeiten hatte auf das Schloß schaffen lassen. Vom Reiten durstig, trank Herr Franz den Wein hastig aus und hatte den Becher kaum wieder auf den Tisch gestellt, als Frau Elisabeth eintrat, nur mit einem schöngestickten, leichten Mantel angetan und die zierlichen Füße nur mit dunkelblauen Pantoffeln bekleidet. Herr Franz, durch das Leuchten des nur lose aufgebundenen Goldhaares und den warmen Hauch, den noch der Morgenschlummer um Frau Elisabeth wob, verwirrt, wußte sich nicht gleich zu fassen, doch verrieten Miene und Blick seine Gefühle. Gräfin Elisabeth verstand es, solch ein stummes Sprechen mit viel Anstand zu erwidern.

Herr Franz von Gersach erklärte nun, daß er es für seine ritterliche Pflicht halte, sich um das Wohl der Dame zu erkundigen, deren Handschuh er als Schildgabe beim Turniere mit vielleicht nicht allzugroßen Ehren, aber doch mit ritterlichem Anstande getragen habe.



Nach kurzem Gespräche reichte ihm Frau Elisabeth ihre kleine Hand, die er küßte, worauf er sich erhob, um seinen Besuch zu beenden, denn er fühlte, daß das Feuer des durch seine Adern rieselnden Cyperweins und die wie Flammen in seinem Herzen brennenden Blicke der Gräfin sein Blut in heftige Wallung gebracht hatten.

Frau Elisabeth begleitete ihn zur Thür, um sie Herrn von Gersach aufzutun, wobei sie sich so neigte, daß ihr Goldhaar seine Wangen streifte. Diese Berührung entflammte ihn derart, daß er Frau Elisabeth umfaßte, einen Fuß auf ihren Mund drückte und sie in dieser Umarmung haltend in die Kammer trug. Die Gräfin aber rief Herrn Franz zu, was er wohl denke und ob er glaube, daß nun, weil er mit ihrer Schildgabe geschmückt aus dem Sattel gehoben worden war, alles getan sei, um sich ihrer Gunst gewiß zu dünken. Herr Franz gab auf all dies keine Antwort, sondern preßte den schönen Leib der Gräfin noch fester an sich und flüsterte ihr liebeglühende Worte zu. Im Laufe der Begebenheit stieß Herr Franz von Gersach an den Tisch, von dem der goldene Becher



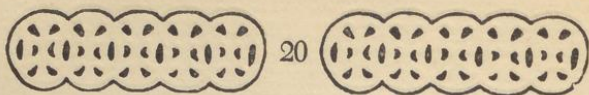
mit lautem Klirren zu Boden fiel. Dies Geräusch brachte ihn plötzlich wieder zu Sinnen und der ritterlichen Art wieder eingedenk, ließ er von Frau Elisabeth ab, deren Antlitz hoch geröthet war und über deren wogende Brüste ein feuriger Strom goldenen Haares floß. Herr Franz neigte sich und hob, mehr um sein Antlitz zu verbergen als um Ordnung zu schaffen, den Becher vom Boden auf und blieb dann stumm, die Augen zu Boden gesenkt, stehen.

„Gar viele edle Herren — begann nun Frau Elisabeth — warben um mich, seit weiland meines Herrn, des Grafen von Monteton, Hinscheiden, Herr von Gersach, und meine Lieb' ward viel umstellt von Herren und Helden. Erworben will meine Liebe sein mit edlem Tun, noch viel mehr als einst, da ich noch Jungfrau war und weiland dem Grafen folgte auf dies Schloß. Daß mein Herr und Gemahl ein Mann war, dessen Ruhm gar weithin drang, das wißt Ihr wohl, Herr von Gersach. Doch Ihr seid jung und schön und voll Mut. Dess will ich gedenken, da Ihr nun von Lieb' zu mir sprecht. Was mein Herz mir schon lange sagt, das wißt Ihr nicht, da Ihr nie mit mir sprachet!



Es sagte mir viel von Euch, doch was das Herz nur spricht, ist schön zu hören, wenn Mummen-
schanz und Liebespiel gehalten wird auf einer
Burg, nicht dort, wo in einer wohlverschlossenen
Truhe ein Wittwenschleier liegt. Ich bin nicht
mehr so jung, daß ich auf mein Herz allein
höre — und kurz, Herr Franz von Bersach,
ich kann nicht Eure Gemahlin werden, solange
Ihr Euch nicht um mich verdient gemacht. Im
Kreis der Großen soll mein Gemahl berühmt
sein, durch die Taten, die er um mich ausführte.
Dess seid eingedenk, Herr Ritter, ebenso einge-
denk wie daß mein Herz nicht gegen euch spricht.
Von großen Frauen wird viel gesungen. Dem,
der mir einen Platz erkämpft in eines Sängers
Lied, dem folg' ich, so mein Herz nicht wider
ihn spricht. Nun geht, Herr Ritter!“

So sprach die vieleidle Frau Elisabeth, Witwe
nach dem gottseligen Herrn Grafen von Monte-
ton. Herr Franz erhob sich, da er gekniet hatte,
küßte der Herrin Hand und sein kurzes Jagd-
schwert, das er umgeschnallt getragen hatte, fest
ergreifend, schritt er, nach einem kurzen Ab-
schiedskuß, der ihm gnädig gewährt wurde über
die Treppe und bestieg sein Roß. Er wollte



eben aus dem Tore des Schlosses reiten, als Frau Elisabeth auf der oberen Galerie erschien und ihm mit der linken Hand winkte, die ein roter mit Gold reich bestickter Lederhandschuh bedeckte; jener der rechten Hand schmückte des Ritters Brust. Herr Franz sandte zu seiner Dame einen Kuß hinan und ritt hierauf durch den weiten Spitzbogen aus dem Hof über die hallende Zugbrücke, die sich hinter ihm ächzend hob und das Tor der Hochburg derer von Monteton fest verschloß.

Als Herr Franz wieder auf der Bersachburg ankam, begab er sich in sein kleines Stübchen, das ganz oben lag am nördlichen Auslugturm und dachte, während er versuchte, einer Armbrust eine neue Sehne einzuziehen, viel und gar lange nach. Als er die Armbrust erprobt hatte, begab er sich in seine Kammer und sichtete seine Truhen, die Wämser und Wehre, alles wohlgepflegt und geordnet, enthielten. Er ward hierbei von Frau Rose, seiner Mutter, überrascht, die ob dieses sonderbaren Betragens ihres Sohnes gar höchstlichst erstaunt war und ihn mit vielen Fragen bestürmte, auf die Herr Franz nicht Antwort zu geben willens schien,



weshalb Frau Rose bekümmerten Herzens sich entfernte.

Herr Franz rief nun seinen Diener und hieß ihn, seine Kettenwehr und einige Waffen richten und sich zu einer langen Reise bereit machen. Dann begab er sich in den Herrensaal und verkündete dort seinen Eltern, daß er ein Gelöb- nis getan habe, ins heilige Land zu ziehen, um zum Heile seiner Seele für unseren Herrn zu streiten und als Held zurückzukehren. Erwä- gend, daß es ein schwereres Vergehen gegen die Sagen der heiligen Kirche sei, einen an dem Erfüllen eines Gelöbnisses hindern zu wollen, willigten Vater Bersach und Frau Rose schwei- gend in den Plan ihres Sohnes ein. Herr Franz bat, daß alle Vorbereitungen in größter Stille vor sich gehen mögen, da er nicht geson- nen sei, die letzten drei Tage, denn eine längere Frist könne er sich nicht gönnen, mit Hände- druck und Freundesreden auszufüllen. Dann erbat er sich den Segen seiner Mutter und ver- ließ hierauf den Herrensaal, nachdem ihm sein älterer Bruder Wilhelm bewundernd die Hand gereicht hatte. Von Herrn Wilhelm trug Herr Franz auch den schweren Topfhelm und ein



Paar kurzer Sporen während seiner Fahrt im heiligen Lande, und diese brüderlichen Gaben taten ihm manch einen guten Dienst.

Auf der Gersachburg arbeiteten die Knechte drei Tage hindurch wie in einer Sattler- und Schwertfegerwerkstatt, da doch alles gar wohl gerichtet und wo Schaden war, Neues gegeben werden mußte. Herr Franz bekam ein neues Unterwams aus weichem Hirschleder, dessen Nähte gar fein waren, um nicht zu drücken und unter der Eisenwehre Schmerzen zu bereiten. Von seinem Schilde ward das schöne Wappen derer von Gersach abgescheuert und an dessen Stelle ein rotes Kreuz fein säuberlich darauf gemalt. Frau Rose saß in der Kemenate und stückte auf blauem Bände, denn dies war die Grundfarbe des Herzschildes derer von Beaufleure, das Wappen derer von Gersach, das Herr Franz am Arme tragen sollte, wie es Art und Sitte der Herren war, die eine Fahrt ins heilige Land unternahmen. Das Kreuzfahrerkleid, das inzwischen angefertigt wurde, stand Herrn Franz von Gersach so wohl zu Gesicht, daß Tilde, die Maid, die es dem Herrn anpaßte, in helle Tränen ausbrach. Dies sage



ich, obwohl die Maid des Abends schwor, sie habe nur um mich geweint, den Einzigen, den Herr Franz mit sich nahm.

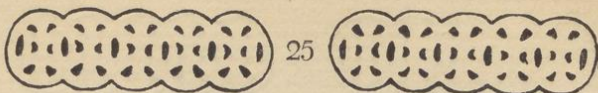
Zu Beginn der zweiten Nacht, nach dem Tage der Entscheidung, erhob sich Frau Rose von ihrem Lager und schritt mit leisen Schritten in die Kammer, wo Herr Franz zur Nachtruhe lag, setzte sich auf einen Schemel, der neben dem Bette stand und erfaßte sanft des Schlafenden Hand, so daß Herr Franz, langsam die Augen aufschlagend, ihrer gewahr wurde. Dann beugte sich Frau Rose über ihren Sohn, drückte ihm einen Kuß auf die Stirne und hub an mit ihm zu sprechen.

Was sie sagte, habe ich von meinem lieben Herrn niemals erfahren. So oft aber die Rede auf jene Nacht kam, hat sich Herr Franz abgewandt und ist dann lange in tiefem Schweigen und Grübeln verblieben. Und dieses Schweigen, dess' ensinne ich mich recht wohl, brach er stets mit den Worten: „Es ist eben gar schwer reden, wenn die Antwort im Herzen liegt und die Sprache des Herzens sich nicht übertragen läßt in unsere Sprache.“ Aber später, als wir lange im heiligen Lande weilten, sagte mir ein-



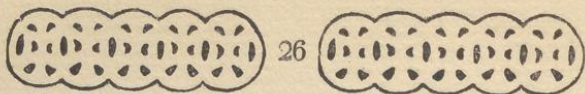
mal Herr Franz, er glaube, daß der Segen einer Mutter, der unter Tränen auf das Haupt des Sohnes niederfließe, nur gut wäre zu einem friedvollen Tode und zur Ruhe im Grabe, nicht aber zum Leben. Dies Eine aber weiß ich wohl, daß Frau Rose in dieser Nacht ihrem Sohn den Segen zur Fahrt gegeben hat, und daß sie wohl wußte, weshalb Herr Franz diese unternahm.

Als der dritte Tag anbrach, rief das Horn des Turmwächters um die vierte Morgenstunde alle, so auf der Gersachburg hausten, zur Kapelle, wo Herr Franz und sein Diener das Abendmahl genossen. Hierauf schwang sich Herr Franz, nachdem er von den Seinen rasch und fröhlich Abschied genommen hatte, auf sein Pferd und während er noch einige Worte mit dem Vater wechselte, wurde langsam die große Zugbrücke niedergelassen, so daß man vom Hügel, auf dem die Gersachburg liegt, das ganze Thal, von zartem, blauem Morgennebel leise überspannt, erblicken konnte. Die Fackeln, zu beiden Seiten des Lozes, schwälten gar gewaltig und ihr Licht gab dem alten Burgwart mit seinem langen Bart ein geisterhaftes Aussehen.



Noch oftmals sich im Sattel umwendend, winkend und manchmal noch einen Gruß rufend, ritt Herr Franz von Gersach aus dem Tore seiner väterlichen Burg, angetan mit seinem Kettenpanzer, dem weißen Rock mit rotem Kreuz, den einfachen, flachen Topfhelm auf dem Haupte, einen langen, dreieckigen, wenig gewölbten Schild am Arm, am breiten Lederband das Kreuzschwert zur Seite, zum heiligen und löblichen Zwecke.

Er war schon ein gut Stück von der Gersachburg entfernt, als er sich nochmals umwandte und vielleicht zur Gersachburg, vielleicht aber auch in die Richtung, wo ganz fern die äußerste Spitze des Lugturms der Burg der Grafen von Monteton zu sehen war, laut rief: „So ich wiederkehre, reite ich mit weißem Bande ein und, bei Gott, nicht ohne schönen Begleit wieder aus.“



III.

Gar manchen Tag ritt Herr Franz mit seinem Diener dahin, immer weiter von der schönen Gersachburg weg, bis sie endlich im welschen Lande auf eine breite Straße kamen, die am Strande des Meeres endigte. Von dieser Küste konnte man die Türme von Venezia sehen, der schönen Stadt, die nun ein jeder wohl kennt, nach den Erzählungen der Kaufleute und den Berichten der Herren, so von der Kreuzfahrt heimkehrten. Nach mancherlei Mühen gelang es endlich, die Pferde auf einen Kahn zu bringen, mit dem auch Herr Franz von Gersach und sein Diener, nach Bezahlung gar guten Lohnes, den in diesen Landen jeder, so er nicht der Sprache kundig ist, in allzu vollem Maße leisten muß, nach Venezia gerudert wurden.

Alhier traf Herr Franz manch einen Herrn aus deutschem und fränkischem Lande, gewillt wie er, um Gottes und des eigenen Namens Ruhm im heiligen Land zu streiten. Doch wurde ihm hier auch kund getan, daß Friede herrsche zwischen dem König der heiligen Stadt, dem durchlauchtigsten Herrn Balduin von Flandern,



und dem Kaiser der Heiden, Sallah heddin. Wohl schien es, daß keiner der Herren den Frieden billig hieß und jeder sprach die Hoffnung aus, daß der Krieg zu gutem und heiligem Ende bald ausbrechen werde. Doch hörte ich gar viel von Beute und Raub erzählen von den Herren, die schon einmal die Fahrt mit dem Kreuz auf der Brust gemacht hatten. Wie begehrenswert alles aus dem Lande der Heiden war, das konnte man erkennen, so ein Schiff im Hafen der Stadt einfuhr und Stoffe, Goldgeschmeide, bunte, wohlverzierte Truhen und Kisten ausgeladen wurden, herrlich anzusehen und in Fülle. Denn nur auf Burgen und Schlössern der begütertsten Herren konnte man zu dieser Zeit in unseren Landen ein oder das andere Stück dieser Art erblicken.

Herr Franz war voller Begier, das weite wohlgeschwungene Schiff mit dem prächtig verzierten Bug zu besteigen, das ihn, die dunklen Wellen brechend oder überhüpfend, in das Land seiner Wünsche und Taten tragen sollte. Auch hielt er sich fern von Gelagen und von den Frauen, deren Leib dunkel und deren Liebgar feil war, da sie von Osten kamen.

Voll Mut und Hoffnung, aber doch mit einer Träne im Auge sahen Herr Franz von Gersach und sein Diener, wie das Schiff, das vor wenigen Augenblicken noch mit dem Lande verbunden war, immer weiter hinaustrieb in die unendliche See, und als nun mit einem Male der Wind die gelben mächtigen Segel ausrundete und die Schiffer, gar kräftige welsche Männer, unter eintönigem traurigem Gesang ein Segel nach dem anderen stellten, so daß das Fahrzeug eiligst dahinfuhr, da überkam alle Herren, so ihren Schild ausgehangen hatten über den Rand des Schiffes, ein leises Zagen, und gar manch ein mutiger Mann, der in der schönen Stadt Venezia nicht einen Augenblick eingedenk gewesen war der Lieben in der Heimat, gedachte nun der Seinen mit Schmerz und Sehnen.

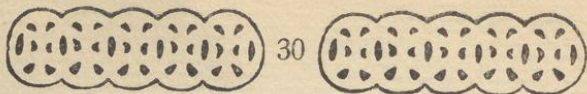
Jetzt begann das Schiff sich zu heben und dann sich wieder zu senken und dies so schnell, daß alle, die auf den Planken standen, sich nicht rasch genug in dies Schwanken finden konnten. Die Pferde wieherten und ihr Hufschlag ließ das hohle Gefährt erdröhnen, bis einige Knechte herabeilten, um die Tiere zu binden, was mit



vieler Mühe geschah. Immer gewaltiger ward das Schwanken des Schiffes und auf den Wellen tanzten kleine weiße Schaumköpfe, die man Seepferdchen nennt. Herr Franz von Gersach ward bleich und schwach, und seinem Knecht, des Klag' ich hier, erging es so übel, daß er keiner Arbeit fähig war in den ersten fünf Tagen der Fahrt.

Am sechsten Tage aber ward allen wohler, außer zweien, von denen einer den Fuß gar schwer zertraten bekam von einem der Rösser, das wild geworden war; den zweiten erlöste gar bald der Herr von allen irdischen Leiden nach argen Schmerzen in der rechten Weiche.

Gar viele Hafens und Inseln besuchte das Schiff, und drei Monde nach der Abfahrt von Venezia konnte Herr Franz von Gersach auf festem Boden zu Joppe Gott dem Herrn für glückliche Ankunft danken. Weit lieber hätte sein Knecht für die Ankunft auf festem Boden in den westlichen Landen gedankt.



VI.

Herr Franz von Gersach ritt nun durch wilde Täler und öde Schluchten einige Tage bis nach Jerusalem, der heiligen Stadt, wo der Hof des durchlachtigsten Herrn und Königs Balduin von Flandern weilte, mit schönen Damen aus allen Landen und edlen Herren, die gar viel Kurzweil trieben.

Nach Fest und Freude aber stand Herrn Franzens Herz nicht. Er zog mit dem Handschuh der Frau Elisabeth auf der Brust in den Hof des königlichen Schlosses ein, das einst die Burg der Judenkönige war, als eben einer von den edlen Herren aus dem Tore reiten wollte. Dieser Herr, Chrysostomus vom Schwert, war als ein wilder Mann allenthalben bekannt, und als einer der allerbesten, die den Stechhelm tragen, gar sehr gefürchtet. Herr Franz kannte ihn nicht, würde aber, wie ich glaube, auch wenn dies der Fall gewesen wäre, über die Art, wie Herr Chrysostomus durch das



Burgtor ritt, mit scharfen Worten nicht gespart haben. Dieser erwiderte in gar unritterlicher Art und fügte manchen Scherz über den Handschuh an Herrn Franzens Brust hinzu. Nicht gewillt, dies schweigend hinzunehmen, warf mein Herr seinen Eisenhandschuh dem Ritter ins Gesicht, mit der Aufforderung, ihn doch zu sich zu nehmen, da er sich so sehr um derlei Dinge bekümmere.

Durch den Lärm des Streites waren gar viele Herren und Knappen in den Hof der Burg gelockt worden und selbst der König, ein hagerer, langer Herr mit dunklem Haar und stechenden Augen, von krankem Körper, aber einem zu Scherzen stets bereitem Geist, erschien auf einem Altan und freute sich über den Zorn der beiden Ritter. Chrysostomus vom Schwert wandte sich geröteten Antlitzes und wilden Blickes um und brüllte um seine Turnierlanze und seinen Stechhelm, dieweil Franz von Gersach den nächststehenden Herrn bat, ihm eine Esche zu leihen, um mit gleicher Bewaffnung Herrn Chrysostomus Bescheid tun zu können. Der Ungesprochene, ein gar froher, junger Mann von freundlicher Art und Sitte, ließ Herrn Franz eine Esche bringen und erbot



sich auch, ihm Plattenpanzer und Stechhelm zu leihen, die anzunehmen Herr Franz von Bersach nicht für notwendig erachtete und so im Kettenpanzer zum Stechen ritt, womit gar arge Gefahr verbunden ist, da der kleinste Fehl den Tod bringen kann. Über Herrn Franzens Kühnheit erstaunte auch der ganze Hof zu Jerusalem und dies gab meinem Herrn viel Mut und Kraft. Im Namen seiner Dame vollbrachte er nun eine gar ritterliche That, indem er Herrn Christostomus vom Schwert so glatt aus dem Sattel hob, daß er schwer zu Boden fiel, seine Füße in die Luft streckte und dieses Sturzes sein Leben lang eingedenk war.

All die Herren und edlen Frauen, so das Stechen gesehen hatten, lobten Herrn Franz von Bersach, der sich rasch vom Roß schwang und zum Altar emporstieg, um dem König die Hand zu küssen, seinen Namen sowie sein Wappen zu künden und ihm für die Gnade zu danken, daß er seine kleine That mitangesehen. — Zugleich bat er, ihn mit Dingen gefährlicher, aber ritterlicher Art zu betrauen, wenn man ihn deß für würdig erachte.

„Ihr seid mutig und voll guten Geschicks,



Herr Franz von Gersach. Ich will Euch einer großen Aufgabe für würdig halten, so sich Zeit und Gelegenheit finden, auf daß Ihr Ehr' und Lob erringet in meinen Landen. Die Zukunft wird mich hoffentlich den heutigen Tag preisen lassen. Ihr seid mein Gast.“

So sprach der durchlauchtigste Herr Balduin von Flandern, König von Jerusalem, zu Herrn Franz von Gersach; aber weder für den König, noch für meinen Herrn war dieser Tag ein glücklicher und ich trauere darob noch bis zur Stunde, da ich dies berichte.

Herr Franz gab dem besiegten Herrn Chri-
sostomus vom Schwert die ritterliche Weisung,
sich auf den Weg zu machen und vor der viel-
edlen Frau Elisabeth von Monteton zu knien
und ihre weiße Hand im Namen Franzens von
Gersach zu küssen. Darauf nahm Herr Franz
des Herrn vom Schwert Wappenschild als Pfand
und tags darauf verließ Herr Chri-
sostomus die heilige Stadt Jerusalem.

Die ersten Tage nach Herrn Franzens Einritt
in die Zionsburg, so ward die Königsburg zu
Jerusalem benannt, besichtigten er und sein
Knecht alle heiligen Stätten und wandelten an



einem Freitag abends mit frommen Herzen den Leidensweg unseres Herrn und Erlösers. Es war dies ein gar linder Abend nach einem durch die Hitze qualvollen Tage und die Sonne ging mit goldgelbem Schein hinter den hohen Zinnen der Zionsburg nieder.

Es war schon dämmerig, als Herr Franz langsam den Berg zum Königsschloß hinanschritt. Ein heiliger Friede, wie er nur zu finden ist in den kleinen Kirchen unsrer Heimat, wenn von Ort zu Ort die Vespertglocke klingt, umfing das ganze Gelände und breitete sich über die sonst lärmende Stadt. Auch in Herrn Franzens Herz war der Friede eingezogen. Auf halbem Wege zur Königsburg blieb er stehen, betrachtete das schmale Tal, das sich längs des Berges hinzog, allwo unser Erlöser die letzte Nacht voll Qualen für unsrer Seelen Heil vollbracht hat und wandte sich sodann seinem Knecht zu, um mit ihm von der Heimat zu sprechen.

Er gedachte seiner Eltern und seines Bruders, der bald Hochzeit halten werde, seiner Hunde, die im Hofe der Gersachburg vielleicht traurig und ihres Herrn harrend, liegen; und während Herr Franz so voll friedlicher und wehmütiger



Gedanken da stand, den Helm in seiner Rechten, da erfaßte auch mich, seinen Knecht, die Sehnsucht nach der Heimat. Ich gedachte der schönen Lilde, und ihrer Schwüre, aber auch, daß es im fremden Lande doch viel schwerer sei, Treueschwüre zu halten, als sie in der Heimat zu geben; auch bewunderte ich Herrn Franzens Festigkeit, denn es gab gar schöne Frauen in der Zionsburg.

Als die Sonne unterging, ertönte mit einem Male von den Zinnen der Königsburg die Abendfanfare, die wild und kriegerisch erklang und eben solche Antwort fand von allen Thürmen der heiligen Stadt. Herr Franz von Gersach fuhr aus seinem stillen Sinnen auf, setzte rasch und kräftig seinen Helm auf und griff nach seinem Schwerte, indem er das schöne Haupt voll Entschlossenheit zurückwarf. Aber das Schwert war nicht an seiner Seite, denn er hatte es dem Knechte übergeben, als es ihm beim Knien in der Andacht hinderlich war. Da Herr Franz von Gersach dies gewahr wurde, tat er einen Schwur, sich nie mehr von seinem Schwerte zu trennen, bis er eine Kriegstat getan, wie es sich für einen Herrn gezieme, der das



Kreuz genommen hatte. Und so das Schwert ihn hindere zu knien, wolle er nicht knien, und so es ihn hindere zu rasten, wolle er nicht rasten, ehe er gekämpft, um ehebaldigst den schönen Leib der viedlen Frau Elisabeth in seinen Armen halten zu können.

Ich glaube recht wohl, daß an diesem Abend mein viellieber Herr sich durch diesen Schwur all sein Geschick selbst bereitet hat, denn es war, bei Gott, nicht wohlgetan, dem Frieden zu entsagen, um seiner Sinne Freuden bald erlangen zu können. Gar übel liegen solche Gedanken in einer Brust, die mit dem Kreuze, dem Abzeichen des heiligen Krieges, geziert ist. Aber es ist nicht meine Sache, darob zu richten und so will ich denn fortfahren zu erzählen, was sich weiters ereignet hat.



V.

Von diesem Tage an war nicht gut reden mit Herrn Franz von Bersach, und nicht einmal seinem Diener, dem er bisher alles anvertraut hatte, Freud wie Leid, gab er freundliche Worte. Sein Herz sehnte sich nach Kriegstaten und Waffen und sein Auge suchte den Kampf. Aber es währte lange, ehe das Schwert des Herrn von Bersach die Scheide verließ.

Herr Franz ward bereits fünf Monde im heiligen Lande und gar viele Herren und edle Damen waren ihm ob seiner ritterlichen Tugenden wohlgesinnt, wenn auch seine stille Art niemals zuließ, viele wahre Freunde zu werben. Nur der junge schwäbische Ritter, der am Tage von Herrn Franzens Ankunft ihm seine Esche geliehen, ward mit ihm eng ver-



bunden durch die gleiche Sehnsucht nach ritterlichem Ruhm.

Eines Tages saßen sie beisammen unter dem niederen, gar schön verzierten Torbogen der Königshalle und überdachten, was zu tun sei, um Ruhm zu erwerben. Mit lieblichen Farben malten sie sich den Lohn aus, den ihnen ihre Heldentaten bringen sollten. Herrn Franzens Herz erfaßte wildes Sehnen nach der vielehden Frau, deren Namen zu ehren er die Kreuzfahrt unternommen hatte und der schwäbische Ritter träumte von einem feierlichen Einzug in die Burg seiner Väter, allwo sein älterer Bruder stets als Held und Mann gegolten, er selbst aber wenig Beachtung gefunden hatte. Und der schwäbische Herr hub an: „Viel wäre wohl zu tun, wenn man nicht wollte im Auge haben, daß es ein edel und ritterlich Beginnen sein muß. Auch manch ein Tun, das unsrer heiligen Sache gar großen Nutzen brächte, wüßte ich, doch mein Herz ist allzu enge und wo nur ein Schatten liegt von Unritterlichkeit, da versagen mir Mut und Arm. So weiß ich wohl, daß von heut in zweimal sieben Tagen die Mutter Sallah heddins, des Kaisers der



Heiden, mit starker Bedeckung nach Krak, einem Dorfe bei Jerusalem ziehen wird. Immerhin wäre es möglich, sie gefangen zu nehmen und gar dienlich wäre es uns, als Lösgeld Land zu fassen. Doch mir sagt das Werk nicht zu. Viel lieber will ich warten auf ein besseres Tun. Ich weiß, die Tat würde manchem Herrn am Hofe hier Freude machen, doch billige ich sie nicht.“

Herr Franz von Gersach, der dies sagen hörte, dachte nun an nichts mehr als an diese Tat. Er verkehrte von diesem Tage an nicht mehr häufig mit dem schwäbischen Herrn, denn die Freundschaft zwischen beiden war seit dem letzten Gespräch schwächer geworden. Herr Franz beauftragte seinen Knecht, zu ermitteln, woher der Ritter erfahren habe, daß Sallah heddins Mutter eine Reise zu unternehmen gedenke und befahl ihm, den schwäbischen Herrn wohl im Auge zu behalten, ob er nicht etwa zu dieser Tat heimlich rüste. Seither ward der Name der vieleblen Frau Elisabeth oftmals in seinem Munde und es hatte den Anschein, als triebe er ihn zur Tat.

Franz von Gersach warb vierzig Knechte an, alle Pullanen, so werden die Christen, die im



heiligen Lande geboren sind und daselbst wohnen, benannt. Er kaufte allen spitze Helme und Lederwämser und hatte seine Not mit dem Zureiten der leichten, aber allzu schnellen Pferde des Landes. Sein Roß, das er den weiten Weg mitgebracht hatte, war eines Tages durch die Sonnenhitze getödet worden.

In aller Stille ward gerüstet und eines Morgens um die zweite Stunde ritt die kleine Schar von Kriegern aus dem Tore von Joppe. Noch hatte sich die Sonne nicht über die niederen Berge im Ost erhoben und Jerusalem, die gesegnete Stadt, lag da wie eine schöne Frau im Morgenschlummer, nur einen leichten, blauen Schleier um ihren weißen Leib. Schweigend ritt der Trupp Reiter dahin. Herr Franz von Gersach war zum erstenmal seit langer Zeit frohen Mutes und sprach manchmal freundlich mit seinem Knecht, der knapp hinter ihm herritt, manchmal liebkooste er auch seines Rosses Nacken und klopfte ihm auf die Ganaschen. Bald ritt die Schar in ein Thal ein, wo die Nachtigallen schlugen und mit ihrem Sang an die Heimat gemahnten. Herr Franz, der vom Aberglauben des Ostens viel angenommen, ward sehr froh,



als er zwei Adler erblickte, die hoch in der dunklen Luft über der Schar von Kriegerern schwebten.

Da der Weg immer enger ward und mählich die weißen Felsen, die beim Scheine der nun aufsteigenden Sonne blau schimmerten, jenem Steine gleich, von dem man sagt, er bringe Übel, das Reiten nur möglich machten, wenn ein Mann hinter dem anderen hertrabt, so ward Herr Franz, der den Zug führte, von seinem Knechte getrennt. Auf seinen Mut vertrauend, sandte er keine Späher aus, sondern ritt unbekümmert seiner Wege. Mit einem Male stand ihm, gerade wo der Weg eine starke Biegung macht, ein heidnischer Reiter gegenüber. Herr Franz zog sein Schwert und noch glänzte nicht die halbe Klinge im Morgenlicht, als unzählige Pfeile durch die Luft schwirrten und viele der bewaffneten Knechte trafen, die theils unter Schmerzensruf, theils lautlos vom Pferde sanken. Die Heiden, und drum möge sie der Herr vernichten, spannen den Bogen gar wohl und wissen das krumme Schwert gar klug zu führen. Aber ihre Zahl war zu klein und Herr Franz von Gersach, erzürnt, daß die Hälfte seiner Mannen, ehe noch ein römisches Schwert eine heidnische



Klinge berührt hatte, zugrunde gegangen, sprengte wie toll mit seiner Schar vor und vernichtete die heidnischen Feinde, mit Ausnahme zweier Reiter, die sich zur Flucht wandten und entkamen.

Nun ritt Herr Franz zu der verschlossenen Sänfte der Mutter Sallah heddins und riß den Vorhang zurück. Ein gar schönes junges Weib hielt die vor Schreck gelähmte Greisin fest umschlungen und rief, vor Angst fast ihrer Sinne beraubt, in deutscher Sprache: „Herr, es ist Friede.“ Herr Franz von Bersach, der das schöne Mädchen aus der Umarmung ihrer Herrin löste, führte die zehn Frauen, aus welchen der Zug bestand, samt der Mutter des Kaisers nach Jerusalem, wo Herr Balduin von Flandern Bersach und seine Beute mit viel Lachen und Scherzen empfing, was jedoch Herrn Franz nicht zu Herzen stand, denn er wollte, daß seine Tat ernst und mit Ehren aufgenommen werde. Und wahrlich, nun ist es mir klar, daß diese Tat nicht recht und nicht nach ritterlicher Art war, mag sie auch dem durchlauchtigsten Herrn Balduin von Flandern gefallen haben. Aber nicht für des Königs Balduin Ruhm war diese Tat



getan, sondern um den Namen Elisabeth zu ehren, denn nur um des Frauendienstes willen verlor Herr Franz von Gersach den rechten Weg zur Heldentat.

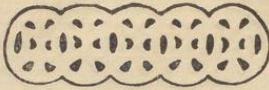
Zwei Wochen, nachdem der Ritter die Mutter des Heidenkaisers gefangen genommen hatte, sandte Gallah heddin einen Brief an den durchlauchtigsten Herrn Balduin von Flandern, um zu fragen, ob es denn kein Irrtum sei, daß man seine greise Mutter mitten im Frieden angefallen und gefangen genommen habe. Allmählich sprachen am ganzen Hofe, sowohl die ritterlichen Herren, wie die edlen Frauen gar viel über Herrn Franz von Gersachs That und König Balduin von Flandern vergaß seine Scherze und geruhte Herrn Franz von Gersach zu sich zu laden, um ihm für diese That sein Lob auszusprechen, sowie ihn zum Grafen von Marientreu, einem kleinen deutschen Klosterlande bei der heiligen Stadt, zu erheben; weiters übertrug er ihm die Aufsicht über die Gefangenen, ein Amt, das der Ritter bisher ohne Auftrag verwaltet hatte.

Gar oftmals mußte nun der Graf die Gefangenen, die er in ritterlicher und milder Haft

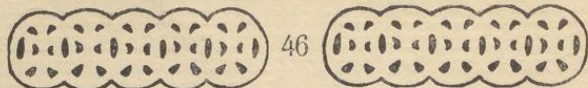


hielt, besuchen, aber es ward ihm schwer, mit den Frauen zu sprechen, da nur eine der Dienerinnen der deutschen Sprache kundig war.

Die Art der Heiden ist eigen und ihr Wesen ist so dunkel und doch so glühend wie der Himmel ihres Landes. Dies sagte oftmal Herr Franz, denn nun begann er die Art der Heiden kennen zu lernen. Eines Tages, als er zu den gefangenen Frauen ging, um mit Martha, der Pullanin, von welcher ich schon berichtet habe, zu sprechen, fand er dies Weib, ein Buch lesend, das ihr Herz so sehr zu bewegen schien, daß Tränen in ihre wunderlichen, dunklen Augen traten und in großen Perlen über ihre Wangen, die matten Glanzes waren, rannen. Herr Franz, der Marthen wohlgesinnt war, tat an sie die Frage, was in diesem Buche geschrieben stehe. Es war dies das hohe Lied des Königs Salomo. Was darin stand, habe ich niemals begriffen, doch scheint der König der Juden gar viel und heiß geliebt zu haben. Herr Franz, Graf von Marientreu aber ließ sich viel erzählen von dem Minnelied des Königs und gar oftmals geschah es nun, daß er Marthen aufsuchte, wenn es auch sein Amt nicht erforderte.



Da las und übertrug ihm Martha, die Pul-
lanin, die Gesänge des Buches und Herr Franz
war oftmals damit beschäftigt, das Lied dem
Sinne nach niederzuschreiben, so gut er es ver-
mochte. Martha aber sang das Minnelied
des Königs zu einer Weise, die Herr Franz
bisher nicht gekannt und deren ähnliche er nie-
mals vernommen hatte.



VI.

Ich kann nicht sagen, was sonst gesprochen oder gehandelt ward in Marthas Kammer. Aber es schien, daß die Gespräche, die Herr Franz mit der Pullanin des öfteren pflegte, ihm die Ziele verwirrte, die er bis zur Stunde klar vor Augen hatte. Das aber weiß ich recht wohl, daß mein Herr mit viel milderer Worten über die Bewohner des heiligen Landes zu sprechen begann und der Name der Gräfin von Monteton nun seltener über seine Lippen kam.

Um diese Zeit geschah es, daß ein Bote mit einem Schreiben für Herrn Franz von Gersach nach Jerusalem kam; es war ein Brief aus Cyprus, von der Hand der edlen Frau Elisabeth, die unter viel Ehren an den prächtigen Hof der Königin von Cyprus gerufen worden war, wo gar viele der edelsten Damen aller Lande verweilten.

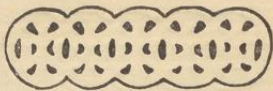
Da Herr Franz aus diesem Schreiben erfahren hatte, daß die Dame, deren Schildgabe er auf



seiner Brust trug, nur fünf Tagereisen weit von der Küste des heiligen Landes entfernt weile, vermochte kein Amt ihn zu halten und er eilte, wie er gerade angetan war, nur in leichtem Wams, ohne Rittermantel und Waffenrock zu Herrn Balduin von Flandern, um Urlaub zu bitten, der ihm auch gewährt wurde.

Als er den König verlassen hatte, begegnete ihm der schwäbische Ritter, den Herr Franz frohgelaut und freudig ansprach. Dieser aber wandte sich, kaum daß er vernommen hatte, Herr Franz verlasse Jerusalem, voll Born wider ihn mit der gar seltsamen und fast beleidigenden Frage, ob er denn kein Schwert besitze. Herr Franz erwiderte, was er damit zu sagen gewillt sei, da er es doch an seiner Seite trage, worauf der schwäbische Herr zur Antwort gab, es sei nicht ritterlich, bei diesen Zeitläuften das Land zu verlassen.

„Seid Ihr denn so gefangen von der Weiber Listen,“ fuhr der Ritter fort, „daß Ihr alles uneingedenk werdet, so ein zarter Leib neben Euch steht. Vermag Euer Arm nicht mehr ein Schwert zu führen, da er einmal ein Weib umfangan hat und hört Euer Ohr nur mehr Worte der Liebe.



Krieg wird werden ob Eurer Tat und Schlachten werden geschlagen werden, so die Mutter Sallah heddins nicht freigegeben wird. Gar lange wird Herr Balduin nicht in Schweigen auf Frage und Brief des Sallah heddin verweilen können. Man wird Euer bedürfen. Wißt Ihr von all dem nichts, Herr Graf?“

Herr Franz, der gar viele Tage bei Martha, der Pullanin, verbrachte, mußte zugestehen, von alledem nichts zu wissen; auch unterließ er nicht, dem schwäbischen Herrn zu künden, daß Herr Balduin, der durchlachtigste Herr und König, ihm Urlaub zur Fahrt nach Cyprus gegeben habe.

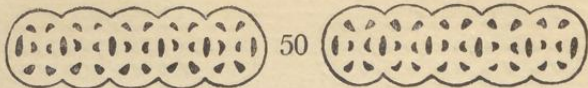
Da zog der Ritter Herrn Franz bei Seite und sprach gar lange zu ihm über den König, der nicht ein Mann der Tat sei, weshalb gar viele Ritter schon bereit seien, statt des Königs zu handeln, der nur einen Hof der Lust, nicht der Arbeit, um sich versammelt habe. Er bat den Grafen, zu verweilen und das Land nicht zu verlassen. Doch Herr Franz ließ sich nicht bereden. Für Frau Elisabeth habe er gekämpft und wolle er weiter streiten, erwiderte er und zog seine rechte Hand aus der des schwäbischen Herrn.



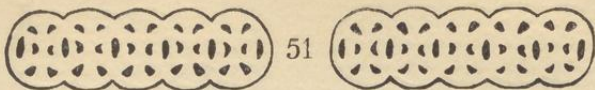
„Was habt Ihr gekämpft, das frage ich Euch, Herr Graf? Was tathet Ihr großes um Eurer Dame willen? Ihr habt ritterlich geschwornen Frieden gebrochen und mit einer Überzahl von Männern zehn Weiber geraubt. Gar leicht kann Euer Tun uns alle verderben, denn Gottes Hand muß wider uns sein. So solch Tun Eurer Dame gefällig ist, dann ist sie nicht wert, eine Riete Eures Panzers für sie verbiegen zu lassen. Warum Ihr unritterlich um Eurer Dame willen gehandelt, Herr Graf, weiß ich wahrlich nicht, denn Euer Herz ist inzwischen anderstwo weich geworden. Die That, wodurch Ihr Euch Ruhm erworben hier zu Lande, hätte Euch in unserer Heimat Schmach bereitet, Herr Graf.“

Nachdem der schwäbische Ritter so gesprochen, verließ ihn Herr Franz gesenkten Blickes und lenkte seine Schritte zur Kemenate der gefangenen Frauen, um mit Martha zu reden.

Als er aber zur niederen Pforte kam, die in Marthens Kammer führte, blieb er in trüben Gedanken stehen. Da vernahm er aus der Kammer Marthens Stimme, und gar weich klang das Minnelied des Königs der Juden, das sie angestimmt hatte.



Herr Franz aber hatte nicht den Mut und nicht die Kraft hineinzugehen und mit heißer Hand umfaßte er den Handschuh Frau Elisabeths Gräfin von Monteton. Aber die goldene Stickerei war schwarz geworden und nur die Härte war geblieben, nicht der Glanz. Da vermochte Herr Franz nicht länger zu verweilen. Er eilte in seine Kammer und warf sich auf sein Bett und schluchzte. Und ehe er zu schlummern begann, entfuhr seinem Munde mit tiefem Seufzen ganz leise: „Arme Nachtigall!“ Und da wußte ich gar wohl, daß dies der Anfang böser Leiden war. Und ich ließ meinen Herrn des Schlummers genießen, den er durch lange Nächte vermißt hatte.



VII.

Es war bereits Abends, als Herr Franz aus seinem Schlaf erwachte. Er erhob sich von seinem Bette, öffnete das Fenster seiner in einem runden Turm der Zionsburg gelegenen Kammer und ließ die kühle Luft über sein Haupt streichen.

Im Westen zeigte sich ein gelber Streifen am Himmel, der wie ein dunkler riesiger Helm schien, auf dem nur eine Goldspange erstrahlte. Es war ihm, als brächte der Wind einen Gruß aus der Heimat, denn es duftete in seinem Gemach von Ackerland und grünem Gras, wie es zu spüren ist, so nach schwerem Regen die Sonne auf die Fluren scheint. Ein leises Rauschen klang von den Bläumen des Berges Gethsemane herüber und das Laubwerk regte sich wie ein silberiges Meer. Es ward ein eigner Zauber über das Land gelegt.

Mit einem Male war es ihm, als hörte er einen Reiter über die Zugbrücke der Burg



sprenge, aber nicht über jene der Zionsburg, sondern über die der Gersachburg und er sah sich einziehen in die Burg seiner Väter und er hörte die Stimmen seiner Freunde, die ihn begrüßten. Da begannen die Glocken der heiligen Stadt zu läuten und von den Zinnen der Zionsburg erschallte die Abendfanfare. Wie damals war es am Abend, da Herr Franz dem Frieden abgeschworen hatte. Aber der Hörner Töne klangen nicht freudenvoll und kriegerisch, sondern warnend und laut. Sie fanden Antwort von allen Thürmen der Stadt, die drohend ragten wie erhobene Finger. Da erlosch der Schein der Sonne rasch, wie es in den östlichen Landen geschieht, allwo der Tag gar schnell der tiefen Nacht weicht.

Gar lange hatte Herr Franz mit sich gekämpft, aber nun machte er sich auf, um mit dem schwäbischen Herrn zu sprechen. Ein Wandel hatte sich in seiner Brust vollzogen.

Den schwäbischen Ritter traf Herr Franz in seiner Kammer, die mit gar schönen Tüchern, wohlbestickt mit Bildern ritterlicher Thaten und des Weidwerks, behangen und geziert war mit Seiden und darein gewebten Mustern von

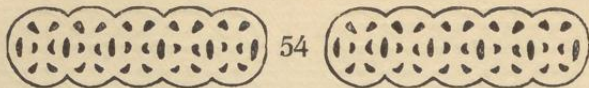


Gold und Silber. Es war Sitte, daß die Herren des Hofes zu Jerusalem sich und ihr Gemach mit allerlei schmückten, was die Heiden gar kunstvoll verfertigten.

Der Ritter Las eben aus einem Buche, da Herr Franz eintrat, den er schweigend und nur mit der Hand auf eine Truhe weisend, willkommen hieß. Erst, als er das Buch sorgfältig beiseite gelegt hatte, fragte er Herrn Franz von Gersach, was ihn herführe, da doch beide nicht in allzu großer Freundschaft von einander geschieden wären. Nachdem Herr Franz einige Augenblicke geschwiegen, um seine Gedanken zu erfassen, hub er an:

„Da Ihr mir Eure Waffe zu meiner ersten Tat liehet, Herr Ritter, so will ich nicht fortziehen und sei es auch nur, um bald wieder heimzukehren, ehe ich wieder mit Euch eins bin und Euch meinen Freund nennen kann. Dies umsomehr, da ich einem schweren Strauß entgegensehe.“

Der schwäbische Herr aber wandte sich von Herrn Franz ab und kündete ihm, es sei wohl nicht angezeigt, ihn Freund zu nennen, oder seiner Hände Druck zu begehren, da er den

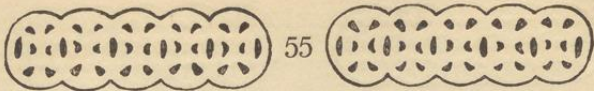


Kampf, wie Herr Franz die Gefangennahme der kaiserlichen Mutter zu nennen beliebe, hasse und verachte.

Da begann Herr Franz von Gersach zu sprechen und was er sagte, kam wohl und klar von seinen Lippen und aus warmem Herzen. Der Ritter begriff nun, daß Herr Franz von Liebe und Ehrsucht getrieben, die That vollführt, und daß er früher keine Ruhe gefunden habe.

Herr Franz sprach nun gar feurig von der Schönheit seiner Dame, von der Fülle ihres goldenen Haares und der Rundung ihrer Brüste, von der Weiße des Nackens und dem Dufte dieses schönen Frauenleibes, mit Worten, die ihn Martha, die Pullanin, gelehrt hatte, da sie ihm das Minnelied des Königs der Juden gesungen.

Als der schwäbische Herr gewahrte, daß Herr Franz nicht nach Art der deutschen Herren sprach, erfaßte er dessen Hand, die heftig glühte und fragte nach dem Orte und der Zeit, da man so zu sprechen lerne, wie Herr Franz von Gersach es nun könne. Dieser aber barg sein Haupt in seine Hände und sprach zum Ritter also:



„Auf der Hochburg derer von Monteton, habe ich gelernt die Wonnen der Verheißung durch ein königliches Weib. Sie zu erringen war mein Begehrt von Stund an und so kam all mein Tun. Denn geleitet war es durch sie, die ich liebe in meinem Herzen, nach der ich begehre mit aller Macht; denn sie sandte mich hinaus in den Kampf.“

„Wohl kenn' ich ein Buch, das von Eurem Schicksal spricht, Herr Graf und ich las es, als Ihr bei mir eintratet. Es ist das Lied, genannt Titurell; Sigune, die vielele Dame tat gleiches an Herrn Schionatulander, dem tapfren Helden.“

Herr Franz aber wußte wohl, was der Herr meine. Es war ihm klar geworden, daß sein Verweilen bei Martha, der Pullanin, nicht verborgen geblieben und so sprach er zum Ritter mit leiser Stimme: „Ich kannte nur die Wonnen des Weibes, deren Gunst gegeben wird wie ein kostbares Geschenk, die es vermag, mit einem Blick zu adeln und mit einem Kuß zu krönen, die wohl bewußt ist ihrer Schönheit und immer eingedenk ist, ihrer Macht. Die Wonne, ein solches Weib zu lieben, ist darin am höchsten,



daß man sich seiner Liebe bewußt ist und ich habe die Verheißung ihrer Liebe genommen, als hätte sie mir Schätze gegeben von unendlichem Werte und ich habe diese Schätze bei mir getragen, wie den Handschuh, den sie als Schildgabe mir reichte. Ich ward Knecht, sie meine Herrin. Es ist dies die Liebe der Wolke zur goldenen Sonne. Sie zu schmücken, mich um sie zu weben und alles zu geben, damit sie noch mehr in ihrer Pracht erstrahle, das war mein Wille und Wunsch. Aber eine andre Liebe ist und ich möchte glauben, diese Liebe ist wie die Liebe der Sonne zur Blume. Ich kannte nicht die Frau und ich bin jung. Leicht zu unterwerfen, oder zu erheben ist mein Herz! Da begann ich mit Marthen zu sprechen, der Pullanin. Und sie erzählte mir von einem Buche, dem Liebeslied König Salomos, das mir die Wonnen zeigte, die erwachsen, so beide sich lieben mit gleicher Macht und sich erheben und unterwerfen mit gleichem Maße. Vergessen wollte ich in dem Augenblick, als ich mit Martha, der Pullanin, dies las, daß die Liebe eine Gnade sei. In unsrer Schwäche lag die Kraft unsres Herzens und so bin ich unstät und weiß



nicht, was mein Herz redet. Denn so Martha ihr Köpfchen, das umrahmt ist mit dunklen Haaren, an meine Brust schmiegt, als wäre ich ihr Schutz und Halt, fühle ich nicht, als schüße ich sie, sondern mir ist, als läge mein Haupt an ihrer Brust und als suchte ich Schutz bei ihr. Aber ich will nicht lassen vom Ruhm, die Herrin zu lieben, der mein Herz unterworfen ward, zu erstürmen die Burg, die mancher verblichlich berannte. Ich kann nicht lassen vom Traum des Ruhmes und kann nicht lassen von der Liebe, die mich vor andren groß zu machen stark ist und von den Bildern, die mein Geist mir zeigte, von den Wonnen, den Neid zu wecken, die Bewunderung zu sein anderer, von der Liebe, die schmückt, kann ich nicht lassen. Ich weiß nicht, wo mein Herz weilen sollte, denn da das Weib eintrat in mein Leben, habe ich meinen Frieden verloren und so das Weib scheiden sollte aus meinem Leben, wäre mein Dasein leer und ich verliese diese Welt mit Freuden!“

Herr Franz von Bersach, ein gar starker Herr und ein Mann von Kraft, sei es auch nur des Leibes und des Geistes, nicht aber



des Herzens, verbarg sein Haupt in seine Hände und sein Weinen ward bitter, wie es auch noch später geschah, da er mir die Gunst tat, seine Rede zu berichten.

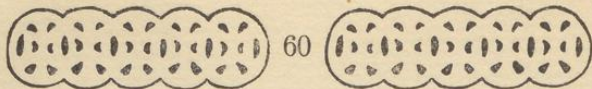
Der schwäbische Herr aber erhob sich, erfaßte Herrn Franzens Hand, begann an, weise und voll Sinn zu sprechen: Sein Herz sei im Zwiespalt zwischen der deutschen, ritterlichen Liebe des westlichen Landes und der heiß brennenden Liebe des Ostens.

„Ich kann wohl mit Euch reden Herr Graf, da mein Herz bis zur Stund frei ist von Liebe. Ich kenne wohl das Lied, das ihr das Minnelied des Salomo nennt, denn mir war bestimmt, dem Dienste des Herrn mein Leben zu weihen. Doch ich wollte dies nicht am Altar in der Kirche tun. Am Altar des Lebens will ich meinem Gott dienen, sowie es unser durchlauchtigster Herr und Kaiser, Friedrich, der zweite seines Namens, will, doch kann er es leider nicht mit gutem Mute tun, denn das Auge der Welt blickt auf den Beherrscher von Deutschland und da er dem heiligen Vater nicht gehorchte, ward er in Bann getan. So zieht denn hin nach Cyprus, der Insel, zu Cures



Herzens Dame, und kündet ihr Eure Thaten. So sie werth ist des edlen Dienstes Eurer Wehr und Waffen, wird sie nicht billigen, was Ihr thatet. So sie Euch aber liebt, wird sie Euer unritterlich Tun, verzeiht, daß ich dies mit wahren Worten benenne, vergeben. Ihr aber kehrt hierher zurück und so Gott will, kann ich Euch zu einer That verhelfen, die gut macht, was Ihr übel getan. Doch hütet Euch, den bösen Weg weiter zu wandeln. So aber Frau Elisabeth nicht all dies tut, was ich Euch gesagt, dann sei Schildgabe Euch das Kreuz, das Ihr auf der Brust tragt und dann kämpft und dient für Gottes großes Werk als Sühne. Ich sehne mich selber nach Fehde mit heiligen Waffen; mag sein, daß ich den Altar, den ich suche, doch nur in einer deutschen Klosterkirche finde. Nun, Herr Graf, seid stark und zieht mit Gott gen Cyprus.“

Des schwäbischen Herrn Wort war klug und voll von Tröstung und er gab nun zum zweiten Male Herrn Franz von Bersach, eine gute Wehr in die Hände.



VIII.

Herr Franz von Gersach kehrte gar bald in seine Kammer zurück und hieß seinen Knecht sich zur Fahrt nach Cypren rüsten.

Er ließ sich das Gewand anlegen, das er getragen, als er von der Gersachburg ausgeritten war zur heiligen Fahrt. Den Helm, den sein Bruder ihm gegeben, setzte er aufs Haupt und das Band von dunkelblauer Farbe umspannte seinen Arm. Ohne von Martha, der Pullanin, Abschied zu nehmen, ohne auf den anbrechenden Morgen zu warten, ritt Herr Franz schweren Herzens aus den Thoren der Zionsburg.

Die Nacht war klar und von einer eigenen tiefblauen Farbe, die in unseren Landen nicht zu erblicken ist. Am Himmel leuchtete unzähliges Gestirn wie feurige Tränen und Jerusalem, die heilige Stadt, lag da, als wäre sie ein weißer Nebel, oder der Traum eines Engels, so niedergesunken war auf die Erde.

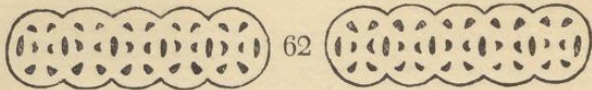
Da Herr Franz auf die Straße kam, die in



des Haurans Schluchten führt, vernahm er das Heulen der Schakale und ihre Stimme hallte wie von Menschen; und da wir dahintritten durch die Nacht, vernahm ich deutlich ein heiseres Lachen, das die Klagen der Schakale verspottete, wohl eines Zauberers Lachen, denn ich will nicht glauben, daß dies einer Hyäne Laut war. In Jerusalem heulten die Hunde voll Angst vor des Zauberers Macht und auch mich überkam ein Schaudern, da ich allein mit Herrn Franz schweigend dahintritt. Ich hüllte mich tief in meinen Ledermantel, denn es war kalt.

Fünf Tage ritten wir durch gar wüstes Land und auch durch gar fruchtbare Täler, bis wir, ohne des Nachts allzu lange der Ruhe zu pflegen, nach Berytus kamen, eine Stadt am Meere, von wo wir auf einem gar ärmlichen Schiffe nach Cyprus fuhren, eine Insel, die bedeckt ist mit Olbäumen und gar niedrem, scharfen Gras und an den Hängen, wo die Sonne ihre Macht am stärksten fühlen läßt, mit Wein bewachsen.

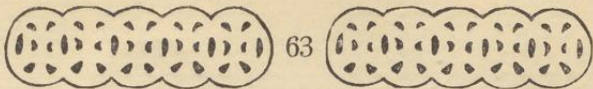
Kaum, daß Herr Franz von Gersach seinen Fuß auf dem felsigen Grunde der Insel verspürte, gab es kein Rasten mehr und sein ermattetes Pferd mußte ihn mit aller Eile zur



Burg der durchlauchtigen Königin fragen, allwo Herr Franz die Gräfin von Monteton zu finden hoffte. Aber er fand sich arg getäuscht, denn als er in die Burg einritt, wo Hof gehalten ward, tat man ihm kund, daß die vieleidle Dame wohl bei Hofe geweilt habe, aber nun schon eine gute Zeit nicht mehr im Gedränge der Pracht, sondern auf einem nahen Berge in Zurückgezogenheit lebe und nur der Schönheit der Natur ihre Blicke widme.

Da Herr Franz dies vernahm, wuchs sein Sehnen und ohne eine Stunde zu verweilen, wollte er den steilen Weg zum Kastell mit großer Eile reiten. Sein Pferd aber, ermüdet von der gar langen, rastlosen Fahrt, ward lässig im Gange und stürzte, da es sich den Vorderhuf hart an einen Stein stieß, zu Boden. Alle Mühe, das Tier zu heben, blieb erfolglos und so mußte Herr Franz auf seines Knechtes Pferd gar langsam den Weg vollenden, und kam erst spät am Abend zum Kastell.

Hier sei es gesagt zum Lobe der Herren und Handwerker des Landes und des Hofes der vieleidlen Königin von Cyprus: es gibt im westlichen Lande gar wenig Burgen und Bauten,



die von solcher reichen Schönheit sind, wie die Burgen auf Cyprus. Hier hat sich die Kraft deutscher Arbeit mit der feinen Kunst der welschen und fränkischen Herren vereint und gar reich sind die Farben, die von den Heiden verwendet werden.

Das Kastell, das Elisabeth erworben hatte, war eines der reichsten und edelsten Bauten der Insel. Es lag gar hoch auf einem Berge und nur ein schmaler Pfad führte hinan. So war es denn gar schwer, zur Nachtzeit dahin zu gelangen, aber schon lange vorher konnte man die hellerleuchteten bunten Fenster erblicken und als Herr Franz von Gersach näher der Burg kam, vernahm er ganz leise das Klingen von Bratschen und Flöten und hörte Lieder spielen, wie sie die Spielleute kennen, die aus der Provence kommen, welches Land am Strande des fränkischen Meeres liegt. Die Töne woben sich durch die Fenster der Burg in die dunkle, sternenvolle Nacht hinaus, zart, wie die Fäden eines Spinnwebes. Die Zugbrücke war hochgezogen und Herr Franz ritt im Dunkel der Nacht einmal um das Kastell, wie ich glaube, um sein Herz zu stärken, denn mir war, als sei



er gar erregt, trotzdem ich sein Antlitz in der Dunkelheit nicht sehen konnte.

Da wir so schweigend die Burg umkreisten und hinaufblickten zu den vielen Söllern, getragen von schön verzierten Säulen und Köpfen und nach den Altanen spähten, die zierlich hingen, da ward plötzlich das Fenster eines hellen Gemaches aufgestoßen und wir konnten Frau Elisabeth sehen und ihr goldenes Haar, das sich gar herrlich abhob von dem Dunkel der Nacht. Überwältigt von seinem heißen Sehnen befahl Herr Franz seinem Knecht, ein Zeichen mit dem Horn zu geben.

Da der Späher vom Torturm deutsche Sprache vernahm, ließ er, ohne nach des Herrn Namen zu fragen, die Zugbrücke nieder und Herr Franz von Bersach ritt ein in die Burg seiner vieleidlen Dame, sprang dann vom Pferde und eilte die breite Treppe empor, wo auf der obersten Stufe Frau Elisabeth in leichter Kleidung stand, in der bei Fackelschein die schönen Formen ihres Leibes deutlich zu sehen waren. Herr Franz ließ sich auf sein Knie nieder und erfaßte die Hand der schönen Frau, deren Arm in seiner Blöße schimmerte; er drückte nach ritterlicher

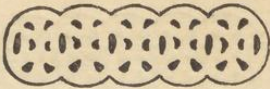


Art einen Kuß auf die Hand der vielecklen Frau und mit heißem Munde berührte er auch ihren kühlleuchtenden Arm. Sei es aus diesem Grunde, sei es von der Ankunft Herrn Franzens überrascht, stieß Frau Elisabeth, die nun Herrn Franz erkannte, einen leichten Schrei aus, faßte sich aber gar bald und führte meinen Herrn in den Saal, allwo ein Tisch gedeckt war für Zwei und wo die Spielleute, auf einem von zarten Säulen getragenen Altan süße Weisen spielten. Frau Elisabeth winkte ihnen, in ihrem Spiele innezuhalten und den Saal zu verlassen.

„Von Eurem Tun hab' ich viel vernommen, Herr Graf!“ sagte Frau Elisabeth.

Herr Franz vermeinte, sie spräche von der Besiegung des Herrn vom Schwert. Doch die Dame hatte von der Gefangennahme der Mutter des Callah heddin vernommen und wußte recht wohl, daß der Ritter Graf von Marien-treu geworden war.

„Was tragt Ihr nicht das Wappen, das Ihr Euch ritterlich erworben?“ fragte sie und begann, wie spielend das Band, das Frau Rose, die Mutter Herrn Franzens, gestickt hatte, von seinem Arm zu lösen.



„Weil ich es nicht ritterlich erworben habe“, gab Herr Franz leise zur Antwort.

Da ließ Frau Elisabeth Herrn Franzens Arm fahren und fragte, ob er denn nicht die greise Heidin allein und durch eigene That gefangen habe und als Herr Franz auf all diese Fragen mit ja antwortete, da leuchtete das Antlitz der Gräfin von Monteton und sie rückte nahe zu Herrn Franz, der kurz und rasch Antwort gegeben hatte. Ihr rundes Knie berührte das seine und mit sanfter Stimme bat die Dame Herrn Franz, alles zu erzählen. Dies tat er mit finsterner Miene, indem er berichtete, er habe viele Mannen verloren, und daß es Friedenszeit war, als er wehrlose Weiber gefangen genommen, darunter die greise Mutter des heidnischen Kaisers, die ob des Schreckens fast den Verstand verloren hätte.

Da fragte Frau Elisabeth, und ihr Antlitz war heiß und nahe dem Herrn Franzens, so daß er den süßen Duft ihres Haares und den Hauch ihres Atems verspürte, wann er ihren Namen, für dessen Ruhm er gekämpft hatte, genannt habe.

„Ich danke es dem Himmel, daß ich bei

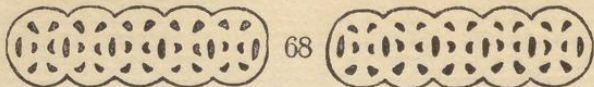


dieser That nicht Euren Namen nannte,“ rief Herr Franz, seine Kraft sammelnd.

Da sprang Frau Elisabeth auf und schlug voll Zorn mit den Knöcheln ihrer zarten Hand auf die Platte des Tisches, daß es hell klang.

„Ich dachte, Ihr kämpftet für mich und meinen Ruhm, Herr Ritter, nicht für Euren.“

Als Herr Franz den Klang ihrer Stimme hörte und sie erzürnt sah, warf er sich auf die Kniee und beschwor Frau Elisabeth, zu bedenken, welcher Art die That sei und daß sie unritterlich gewesen, aber Frau Elisabeth wollte dies nicht begreifen und zürnte ihm, daß er ihren Namen nicht genannt habe. Nun erklärte mein Herr, daß er dies doch getan, was auch die Wahrheit war. Frau Elisabeth aber zweifelte und ~~zeigte~~ ^{zielte} ihn der Lüge, selbst als er bei seinem Wappen schwor; als er aber die Dame aufforderte, einen Boten an den Hof nach Jerusalem zu senden und Frage tun zu lassen, hellte sich ihr Blick auf. Herr Franz erhob sich, um sie zu umarmen; da erklang vom Turme ein Hornruf, zwei Diener warfen die Flügeltür auf und Herr Franz von Ger-



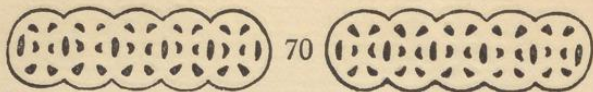
sach stand gegenüber Herrn Chrysostomus vom Schwert.

Die Spielleute drängten rasch in den Altan und begrüßten mit hellem Klange den Angekommenen, der auf Frau Elisabeth zueilte und sie auf den Mund küßte. Franz, von wilder Leidenschaft erfaßt, griff nach dem Dolch, den er in seinem Schwertband trug. Da leuchteten Frau Elisabeths Augen wild auf, und noch in Herrn Chrysostomus Armen, schien es Herrn Franz, als winke sie ihm heimlich zu, den Herrn vom Schwert rücklings niederzustoßen. Doch da wandte sich Herr Chrysostomus um und Herr Franz bemerkte, daß auch ihm ein Handschuh vom Halse niederhänge auf seine Brust, gehalten von einer Schleife goldenen Haares; er ließ seine Hand sinken und eilte nicht auf Herrn Chrysostomus zu, sondern schnitt mit seiner Waffe das Band durch, an dem der Handschuh Frau Elisabeths, den er einst als Schildgabe erhalten, befestigt war. Dann legte er ihn auf den Tisch und eilte, ohne weiter ein Wort zu sprechen, in den Hof hinab, indes ihm Herrn Chrysostomus lautes Lachen nachklang.

Die Zugbrücke ging nieder und zu Fuß in



rasendem Lauf, eilte er, ohne sich umzuwenden, den Berg herab, bis er eine Herberge fand, wohin ihm schon nach kurzer Zeit ein Bote folgte, der einen Brief, von Frau Elisabeths Hand geschrieben, brachte, in dem sie bat, sie aus Herrn Christostomus Macht zu erretten. Aber selbst der letzte Satz des Briefes, der die Beteuerung heißer und inniger Liebe enthielt, vermochte Herrn Franz von Gersach nicht zu rühren.



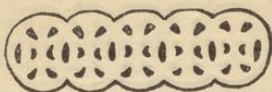
IX.

Auf der langen Fahrt von Cyprus nach Jerusalem kam kein Wort über Herrn Franzens Lippen, nur von Zeit zu Zeit traten Tränen in seine Augen.

Kaum war die Zionsburg in Sicht, gab er seinem Pferde die Sporen und in rasender Eile durchjagte er die Stadt, bis er die Burg erreichte, wo er sich vom Pferde schwang.

Sein erster Weg war zur Kammer, wo Martha verweilte, die Pullanin, die er an sein Herz preßte und mit wilder Lust ihre Lippen küßte. Für beide versank die Welt, denn sie waren vereint durch die Macht der Minne.

Herr Franz war fest entschlossen, mit Martha, der Pullanin, nach den westlichen Landen zu fliehen und nicht länger mehr zu streiten für Gott und seinen Ruhm. Martha fest an sich ziehend, eilte er die Treppe aufwärts und erblickte dort den schwäbischen Herrn, der ihm bedeutete, zu bleiben. Herr Franz verzweigte



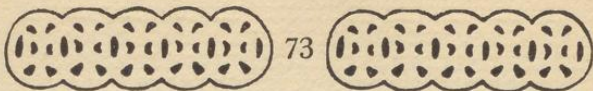
dies, doch Martha wich erschreckt zurück und lief in ihre Kammer, die Hand vor den Augen in jungfräulicher Scham. Da wollte Herr Franz sich auf den schwäbischen Herrn werfen, doch dieser rief: „Im Namen Herrn Balduins von Flandern, unsres durchlauchtigsten Herrn und Königs, steht! Kund soll ich Euch tun, daß Ihr erscheinen sollt vor des Herrn Thron, um Euch ein ritterliches Tun aufzutragen und so Ihr nicht mit mir hingehet, seid Ihr in seine Acht erklärt.“

Dies vernahm Herr Franz mit gar großem Staunen und er ward seiner Pflicht eingedenk und folgte dem schwäbischen Herrn zum König von Jerusalem.

Herr Balduin saß in seinem Rittersaal auf erhöhtem Sig. Sein schwarzes Haar hing wirr ins gelbe Anklitz, das erhellt war durch den Glanz seiner ruhelosen Augen. Seine magere Hand ruhte auf dem Kreuzgriff seines Schwertes und zuckte in Unruhe. Mit leiser, kranker Stimme teilte er Herrn Franz von Gersach mit, daß er auf des schwäbischen Herrn Rat ihn zu einer wichtigen Botschaft ausersehen habe. Herr Franz solle sich ohne Zaudern



aufmachen und den Gesandten des Sallah heddin, des Königs der Heiden folgen und Unterhandlungen pflegen wegen Wiedergabe der gefangenen Frauen. Es seien nur wenig Herren da, die bereit wären, Herrn Balduins Befehlen zu gehorchen. Es sei nicht not, mit dem Heiden zu sprechen und nicht ihrer Würde gemäß, hätten sie ihm entgegnet. Und flüsternd und mit haßerfüllter Miene setzte er hinzu: „Ich vermag nicht, sie zu zwingen, denn sie haben mich zum König erhoben und ich habe ihre Macht wachsen lassen mehr, denn gut war. Ich will König sein in diesem Lande, das meinen Leib krank gemacht hat und was ist ein König ohne Größe und was ein Hof ohne Lust! Aber Gejalde, Reigen und Frauen sind die einzigen Zeichen, daß hier ein Hof gehalten wird, denn was im Westen nicht mehr Ehren hat, das kommt zu mir, deß bin ich zu spät kundig geworden. Sie sollen nicht zu uns senden, was ihnen unwert ist. Es wird das heilige Land erst von Christen zu halten sein, wenn das Abendland kein so unheiliges sein wird. Die Herren hierzulande tragen wohl das Kreuz auf der Brust, aber unter dem Kreuze wohnt kein Mut und keine



ritterliche Art. Herr Graf, macht Frieden, wenn Ihr könnt, denn meine Großen wäñhen den Krieg gleich einem Gejaide und ich bin krank. Ich bitt' Euch, macht Frieden und denkt nicht der Beute, sie ist nicht sicher in unsren Händen.“

So sprach Herr Balduin von Flandern, König von Jerusalem, zu Herrn Franz, Grafen von Marientreu. Dann erhob er sich und schritt mit mattem Gang, schwer bekümmert von dannen. Herrn Franzens Herz ward tief ergriffen; er drückte des schwäbischen Herrn Hand und bereitete sich zur Fahrt.

Er kam zu den beiden Gesandten Callah heddins, die angetan waren in reicher roter Seide, das Haupt mit weißen, wohlgefalteten Tüchern bedeckt. An ihrer Seite hing ein Schwert, dessen Griff von vielen Farben erstrahlte und dessen Klinge gar sehr gebogen war. Doch schienen ihre Waffen gut und leichter als die der Herren unsrer Lande. Beide Heiden sprachen lateinisch und auch deutsch, welcher Sprache auch Callah heddin, der König der Heiden, kundig war und mit welcher er auch Herrn Franz voll Freundschaft begrüßte.



Als Herr Franz das Zelt des Kaisers der Heiden betrat, das von heller, grüner Farbe war und wohl belegt mit herrlichen Teppichen, sprach Sallah heddin einen langen Segensspruch und wünschte meinem Herrn ein überlanges Leben, gar schöne Frauen und manches mehr, dessen ich mich nicht entsinne. Da Herr Franz diesen Gruß kurz erwiderte, ließ sich Sallah heddin auf ein reiches Lager nieder und begann nach dem Wohlsein des Vaters, des Bruders, so Herr Franz einen hätte und nach gar manchen Dingen zu fragen, die ihm sicher nicht am Herzen liegen konnten. Und nach langer Rede begann der Heide von dem zu sprechen, um dessentwillen Herr Franz zu ihm gesandt worden war. Als Sallah heddin von der Gefangennahme seiner Mutter zu sprechen begann, ward seine Stimme hart, denn er forderte von Herrn Franz die Zurücksendung der gefangen gehaltenen Frauen, deren Namen er alle nannte, auch den Marthas, der Pullanin. Herr Franz aber forderte, daß man die Dienerinnen nicht zurückverlange, sondern sie in Händen der Christen lasse, hingegen die Mutter Sallah heddins zurückgesendet werden sollte.

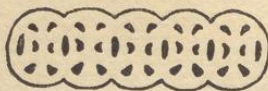


Da erhob sich der König der Heiden von seinem Lager und sprach mit ruhiger Stimme: „So ist denn Krieg zwischen uns, Herr Ritter.“ Und indem er durch Berührung der Stirn mit dem Rücken der Hand grüßte, entließ er Herrn Franz von Bersach, der nun aus dem Lager der Heiden mit verbundenen Augen ebenso geführt wurde, wie er hereingeleitet worden war.

Herr Franz aber brachte die Kriegesnachricht heim nach Jerusalem, worüber bei den Herren auf der Zionsburg große Freude ward, denn sie gedachten der künftigen Beute.

Von Herrn Franz war der gute Geist gewichen. Dieweil die Herren von ihren Knechten rüsten ließen und sich des Trankes erfreuten, schlich sich Herr Franz Nacht für Nacht hinab in die Kammer Marthas, der Pullanin, und genoß der Süße ihres Leibes.

Endlich brach die letzte Nacht an, in der Herr Franz Abschied nehmen mußte von Marthen. Es war Vollmond und die weißen Strahlen des Lichtes fielen in die Kammer der Magd, allwo Herr Franz von Bersach verweilte, den mit purpurnem Schleier die Wollust umhüllte, die ihn nicht das Rasseln



der Waffen hören ließ und das Stampfen und Wiehern der Pferde, die zum Aufbruch gesattelt wurden.

Als es Morgen ward und Martha in seinen Armen in tiefem Schlummer lag, legte sich in Herrn Franzens Herz tiefe Trauer. Er dachte der Heimat und seines Turnieres zu Straßburg und mit dem erwachenden Tag lebte in Herrn Franzens Herzen die Erinnerung an alles auf, was geschehen war, seit dem Abend vor dem Turnier. Er küßte die Schlafende auf die Stirne und ließ sie in tiefem Schlummer zurück, denn er wußte, daß sie beim Abschied Tränen vergießen würde.

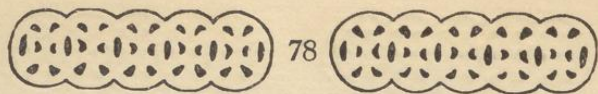
Tiefen Ernstes trat er in den Hof der Zionsburg hinaus, wo im roten Morgenlichte die matten Waffen der Herren vom Kreuze schimmerten, die alle schon gerüstet waren und des Königs harrten. Die einen sprachen vom Gejaide, von Falken und Hund und gar mancher erzählte von der Jagd seiner Heimat. Andere sprachen von den Haaren ihrer Damen und wieder andere, die noch Gold zu zahlen hatten, verloren und gewonnen im Spiele, machten Rechnung, doch gar wenige hatten Rechnung



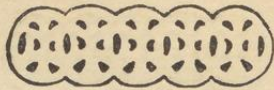
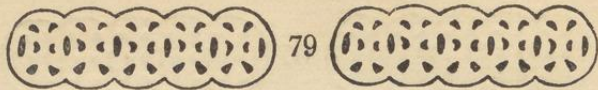
gemacht mit Gott und gar mancher vertröstete auf den Gewinnst durch Beute.

Die Herren waren alle angetan mit weißem Waffenrock, wohl verziert mit dem roten Kreuze und trugen den Helm ohne Schmuck und ohne Visier, nur mit einem Bügel, um die Nase zu schützen. Sie waren mit dem breiten Schwert bewehrt und dem leicht gewölbten, dreieckigen Schilde, auf dem nur das Kreuz prangte. Die Knechte, die ihre Arbeit beendet hatten, begannen nun an von ihren Herren zu reden und auch von den Mägden zu schwätzen, die sie verlassen hatten.

Dieweil trat Herr Balduin auf den Altan, gewaffnet wie die anderen Herren, nur daß sein Helm gelb und von einer Krone geschmückt war und das Kreuz seines Rockes wie das seines Schildes in Gold schimmerte. Neben ihm stand der Patriarch der heiligen Stadt, den Stab in der Hand, die Infel auf seinem grauen Haupte, den herrlich mit Gold durchwirkten, roten Mantel um die Schultern. Als er die Hand erhob und das Zeichen des Kreuzes machte, ward es still und alle sanken in die Knie. Als aber der Patriarch zum dritten



Male das Kreuzzeichen machte, da fuhren alle Schwerter aus den Scheiden. Die Sonne brach hervor und beschien die hellen Klingen und aus allen Kehlen erschallte laut und stark zum Himmel das Credo niceanicum. Nach dem Gebete bestiegen die Herren und Knechte unter vielem Lärmen ihre Pferde und donnernd verließ der Zug über die niedergelassene, große Brücke die Zionsburg.



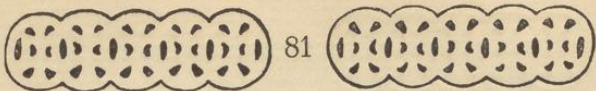
X.

Ich will nicht erzählen von den zwei Tagen, die wir im Sonnenbrande, ohne einen Trunk Wassers ritten, da Gallah heddin den Weg zum See von Liberias sperrte. Ich will nicht berichten, wie es geschah, daß das Heer der Christen abgeschnitten ward von der Befestigung auf Labor, denn ich will nicht die Toten schmähen und den Ruhm Christi nicht anzweifeln. Die Schlacht in der Ebene von Al Chittim war sehr blutig und an diesem Tag schlug manch ein römisch Kreuzschwert vergeblich wider das mond-förmige und manche Wunde erstrahlte rot, wie das Kreuz auf dem Rock. Herr Franz von Gersach kämpfte wie ein Held und errettete dreimal Herrn Balduin von Flandern, seinen König. Den schwäbischen Herrn sah ich fechten und sinken, aber nicht sterben. Als Herr Balduin, durch Hitze schwer bedrängt, vom Pferde sank, da war mein Herr neben ihm und ich



neben meinem Herrn und wir wurden Sallah heddins Gefangene.

Am Tage nach der Schlacht bei M Chittim wurden mein Herr und ich zum Kaiser der Heiden gerufen. Als Herr Franz seinen Namen nannte, erinnerte sich Sallah heddin, daß dies der Herr sei, der seine Mutter gefangen genommen hatte. Und er wandte sich zu ihm und fragte, warum er dies getan. Da ward Herrn Franzens Zunge gelöst; er berichtete alles dem Heiden und endete seine Rede mit einem Schwur, daß er noch bis zur Stunde von heißer Liebe entflammt sei für Frau Elisabeth Gräfin von Monteton. Da der weise Herrscher dies vernahm, sprach er zu Herrn Franz: „Euch ist der Tod bestimmt! Wehe dem, der dem Weibe unterworfen ist, denn ihrer gibt es wenige, die edel sind. Ich kenne das Minnelied des großen Königs Salomo und gar oftmals heißt es darin: Erwecket nicht die Liebe, ehe sie von selber kommt. Ihr habt zu früh geliebt und so das Weib in des Mannes Leben tritt, sind große Gefahren für ihn.“ Und er grüßte Herrn Franz, der sich ihm dankbar neigte, denn Sallah heddin gab ihm Sühne für seine Sünden. In

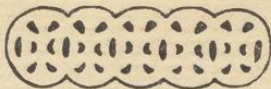


einem goldnen Becher reichte man ihm um die Mittagsstunde einen süßen Trank und als die Sonne sank, da ward die Seele Herrn Franz von Bersachs von seinem Körper befreit; ohne Schmerzen entschlief er, im festen Glauben an unseren Herrn und Erlöser, seine Sünden be-reuend und mit einem Gruß an die Seinen in der Heimat.

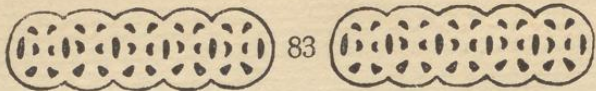
Sein Knecht schloß ihm weinend die Augen.



Nun habe ich Euch, verehrungswürdiger Vater, alles erzählt, wie ich es versprochen habe und was noch folgt, ist bald gesagt. Ich bin ein Knecht und mein Los soll nicht festgehalten werden in der Chronika derer von Bersach. Nach meines Herrn Tod war ich frei zu weilen, wo ich wollte, aber ich fand keine Stätte zu ruhen. Ich wollte auf Labor, aber die Feste lag in Asche und so zog ich in die Heimat. Viel Trauer fand ich, als ich zum erstenmal den Fuß auf die Schwelle der Bersachburg setzte. Frau



Rose, weiland Herrn Franzens Mutter, ruht in der Kapelle. Gewißlich schenkt ihr Gott den ewigen Frieden, denn sie war fromm und gut. Mit gar trauriger Miene schien mich im Herrensaal der Burg ihr Bildnis anzublicken. Auch Silde, die Maid, liegt im Grabe, auf dem ich geschrieben fand, daß sie der Herr erlöste, als sie ihrem zweiten Kinde das Leben schenkte. Ich will nun als Laienbruder in ein Kloster treten und für meines Herrn Seele beten, dessen Leib in ungeweihter Erde ruht. Nicht fürs Leben ist der Eintritt eines Laienbruders, doch ich glaube kaum, daß mich die Welt, die voll von Trug ist, mehr locken kann.

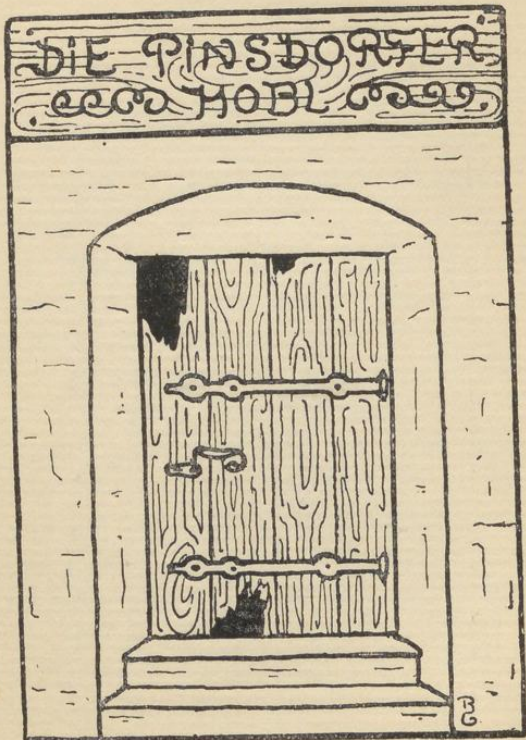


Hier endet die Chronik, die der Ordensbruder als Archivarius im Dienste derer von Gersach niedergeschrieben hat, nach dem Berichte weiland Herrn Franzens Knecht. „Aber es ist nur füglich, — schrieb der fromme Bruder auf dem letzten Blatte dieser Schrift, — „so ich berichte, daß ich einstmals zwei der weißesten und zartesten Hände gleiten sah über das dunkle Leder, das die Chronika umschließt, wobei zwei dunkle Augen den Frieden meines mönchischen Lebens bedrohten. Doch ich habe die Worte Sallah heddins, als welche in der Chronika zu finden sind, wohl verstanden. Es ist wahrlich schwer auf seiner Bahn verweilen, so die Frau in unser Leben tritt. Die weißen Hände haben nicht nur die Chronika aufgeschlagen und das Sonnenlicht auf die vergilbten Blätter leuchten lassen, auch die matten Fenster meiner Zelle, als welche ich auf der Gersachburg als Archivarius bewohne, haben die zarten Hände weit



geöffnet, und da es dem Frühling verwehrt ist, in meine Kammer zu kommen, bis ich mein Werk vollendet habe, als welches mir vom Schicksal aufgetragen ward, sendet dennoch der Lenz seine zarten Boten mir, dem Mönch, und dieweil ich dieses schreibe, gießt die sinkende Sonne ihre milden Strahlen in meine Zelle und im Ofen, als welcher um die Kapelle sich rankt, in der das Steinbild gehauen ist des Herrn Franz von Gersach, tönt fröhlicher Vogelsang. Doch es ist Zeit zur Vesper und was ich zu sagen gewillt war, ist geschehen. Ich zürne nicht meinem Schicksal und danke dem Herrn der Welt, daß er Frühling werden ließ, wenn auch nur außer den Mauern meiner Zelle.









Die Pinsdorfer Hobl.

Eine Erzählung aus der Zeit des Bauernaufstandes.

Zu Pinsdorf saß der alte Holzschniger Hobl mit seinem jüngeren Sohne Kaspar in der Werkstatt und arbeitete zum erstenmal nach langer Zeit wieder ruhig an einem Altarflügel, den er ein Jahr zuvor begonnen hatte. Das Mittelstück seines Werkes lag schon fertiggeschnigt in einer Ecke der Kammer, weich gebettet auf Holzspänen und Sägemehl. Durch beide Fenster an der Stirnwand strömte das gelbe Licht des noch kühlen Maimorgens herein.

In früheren Zeiten hatte der Mann nur im Winter geschnigt, und weil nur wenige Stunden gutes Licht zur Arbeit war, der in der ganzen Gegend als geschickter Schniger bekannte Mann aber gar viele Aufträge bekommen hatte, so waren seine Augen sehr geschwächt und nun, da er alt war und sein



ältester Sohn Peter im Sommer die Feldarbeit verrichtete, konnte der Holzschnitzer nicht mehr all das vollbringen, was ihm durch den Sinn ging, trotzdem sein jüngerer Sohn Kaspar ihm eifrig half.

Mit großer Sorgfalt hatte der Alte diesem die Kunst gelehrt, der er die wenigen glücklichen Stunden seines Lebens und die Achtung seiner Ortsgenossen, ja sogar auch eine gewisse Beliebtheit bei seinem Grundherrschaften verdankte. Diese aber ging nicht so weit, daß der Schnitzer-Hobl — wie er allgemein genannt wurde — nicht ein volles und sehr geschütteltes Behent abliefern mußte, und daß ihm die Peitsche oder noch ärgere Strafen gedroht hätten, wäre sein Feld nicht möglichst gut bebaut worden. Aber niemals hatte er irgendwelche Strafe erlitten, denn von je war er bestrebt gewesen, seinem Herrn zu gehorchen, ob aus Furcht vor Strafe, oder aus Frömmigkeit, das wußte er selbst nicht. Und Hobl lieferte jährlich sein Maß, auch als eines Sommers seine Frau Agathe zum zweiten Male Mutter wurde und zwei Tage nach der Geburt des kleinen Kaspar starb. Das Kind wurde, vielleicht weil es der Mutter



sehr ähnlich sah, der Liebling des Vaters und nicht zum geringsten auch, weil Kaspar schon von Klein an Eignung und Liebe zur Kunst des Alten zeigte. Peter, rüstig und kräftig, bearbeitete das Feld, Kaspar, zart und fein, schnitzte zu Hause, so daß der Vater seine Lebensbeschäftigungen fortgepflanzt sah in den Söhnen. So lebte er mit diesen ruhig und arbeitsam bis zum Jahre 1625.

Als das Salzkammergut unter die bayrische Pfandherrschaft kam, wurde der Statthalter Graf Adam Herberstorff beauftragt, die Gegenreformation durchzuführen. Dieser Aufgabe wollte er sich schnell und gründlich entledigen, da ihm das milde Vorgehen der Geistlichkeit geradezu gefährlich erschien. Davon zeugt eine Klageschrift der Prälaten gegen ihn; aber die Pfarrer und Prälaten kannten das Volk besser als der Graf und sie hatten wohl gewußt, warum sie keine Gewalt angewendet sehen wollten. Es kam zum großen Bauernaufstand, der um 1626 sein Ende nahm, unheilvoll und blutig.

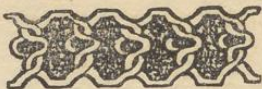
Während all der Zeit war der alte Hohl ruhig bei seiner Arbeit und bei seiner Kunst



geblieben. Er war Katholik, und auch seine Söhne mochten wohl nicht viel Geschmack an der Reformation gefunden haben, hatten sie doch nie viel mit den anderen Bauern verkehrt und waren stets beim Vater gewesen. Auch dieser war nie viel außer Haus, es sei denn auf dem Felde. Vielleicht hielten ihn die Bauern für einen Angeber, das konnte wohl sein, denn gerade damals, als viele lutherisch wurden, was heimlich geschah, hatte der Pfarrer Hobls älteren Sohn Peter lesen gelehrt und zum Ministrieren verwendet. Diese Umstände alle zusammengenommen bewirkten, daß Hobl und seine Söhne von dem Grundherrn nun noch mehr beachtet wurden.

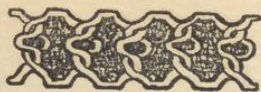
Das war zurzeit der Ereignisse bei Franken-
burg. Damals waren noch fast gar keine fremden Truppen unter fremder Führung in der Gegend und was nicht eingeboren war, war schon lange im Salzkammergut.

Nun war es aber Mai geworden im Jahre 1626 und die Schlacht bei Pinsdorf war geschlagen. Jetzt galt es nicht mehr als absonderlich grausam, wenn die Hälfte der vermeintlichen Bauernführer, die sich wider die Gegen-



reformation gewehrt hatten, getödet wurden und wenn dies auch — wie bei Frankenburg — dadurch qualvoller gestaltet wurde, daß jeder um sein Leben würfeln mußte. Man hatte nach der Belagerung von Smunden durch die Bauern die Kaiserlichen unter Löbl und die Bayern unter Pappenheim berufen und diese beiden hatten in dem Lande, das sie zum ersten Male sahen und vermutlich zum letzten Male sehen sollten, gerichtet. Sie waren gesendet worden, um zu retten, und das zeigten sie auch.

Der Bauernhügel, das Grabmal der vor Smunden Gefallenen, war noch sehr locker aufgeworfen und Pappenheim hatte noch nicht sein Schwert dem heiligen Georg aus Dankbarkeit für den Sieg bei Pinsdorf geweiht, da fühlten sich schon einige Hauptleute der Bayern als Herren des Landes und freuten sich nun desto mehr, je weiter die vereinigten Heere der Kaiserlichen und der Bayern nach Böcklabruck vorrückten. Sie waren nämlich zurückgelassen worden, um Ordnung zu halten und hofften auf kleine Aufstände, die leicht zu besiegen und zu unterdrücken wären, um sich billig



Kriegsruhm zu holen. Die Grundherren hatten keine Macht mehr, und was in ihrem Namen geschah, vermochten sie weder zu hindern, noch zu beschleunigen. So konnte niemand auf Rücksicht rechnen, und da der kleine erwünschte Zustand ausblieb, suchte man Verschwörungen zu entdecken, was leider sehr oft gelang. So standen die Dinge im Mai des Jahres 1626 und auch an dem Tage, an dem der alte Hobl mit seinem jüngeren Sohn Kaspar in der Werkstatt saß und schnitzte.

Nach einiger Zeit ruhiger, wortloser Arbeit richtete sich der alte Hobl auf und seufzte.

„Ist der Peter heut zeitig zum alten Münster hingegangen?“ fragte er Kaspar, der mit seinem Bruder in einer Kammer zu schlafen pflegte und daher Auskunft geben konnte.

„Ja es war noch zeitig,“ meinte dieser und drückte in dem ruhigen singenden Ton, den die Bauern der Gegend haben, seine Verwunderung aus, daß Peter gar so früh fortgegangen sei. Von Pinsdorf nach Altmünster geht man eine Stunde, und Peter war rüstig und gut zu Fuß. Zu Verwandten in Altmünster hätte er gehen sollen, um dort Käse zu holen. Peter



war in der Zeit, wo es wegen der Kämpfe gefährlich war, auf dem Felde zu arbeiten, sehr häufig dorthin gegangen. Er brach stets noch in der Nacht auf und bat seinen Bruder, dem Vater zu sagen, es sei zeitlich in der Früh gewesen. Kaspar vermutete, daß sein früher Aufbruch mit irgend einem Weibe zusammenhänge.

Während die beiden arbeiteten, klang das Gröhlen eines Betrunknen, zu der Zeit nichts Seltenes in der Gegend, in die Werkstatt. Zwischen unzähligen Flüchen konnte man die Worte eines Spruches hören, der damals allbekannt war.

Der Obrist von Pappenheim, der hat ein Laugen,
Die heißt uns Pauern mächtig in die Augen,
Gelts, gelts, der hat uns zwingen,
Mir müssen unser Lebtag davon sagen.

Wenn irgend jemand diese vier Zeilen sang, war es entweder ein betrunkenener Einheimischer oder ein übermütiger Soldat, der die wehrlosen und hilflosen Bauern reizen wollte.

„Uns wird er wohl nicht zwingen,“ meinte der Alte. „Wir waren immer schön still.“

„Wollen's hoffen, Vater. Gott geb's!“ antwortete Kaspar.



Draußen schlug der Betrunkene an die Mauer des Hauses, so daß die an der Wand hängenden Werkzeuge rasselten. Es war ein bayrischer Kriegsknecht, der vom Abend zuvor noch seinen Rausch hatte. Als Begleiter des „langen Hans“, des Führers einer kleinen Abteilung, hatte er sich oben im Herrenhaus beim Grundherrn von Pinsdorf in der Gesindestube vollgetrunken. Auch im Herrensaal hatte der lange Hans, der beim Grundherrn geladen war, während des Mahles viel getrunken und sein Nachtgefühl dadurch sehr gehoben.

„Ordnung zu halten in dem Landl ist nicht leicht,“ sagte er mit tiefer Stimme, indem er ein Stück Schweinebraten absäbelte.

„Wird jetzt nicht allzu schwer sein,“ meinte der Junker.

Der lange Hans hielt in seiner Schneidearbeit inne und blickte mit seinen schwarzen Augen, die wie Nadeln stachen, den Junker an.

„Habt Ihr's gekunnt?“ Er lachte laut und spießte die Scheibe Fleisch auf eine langgezinkte Gabel. Während er das Stück noch über die Schüssel hielt, um den Saft abtropfen zu lassen, sagte er mit halber Stimme, die rasselnd klang:



„Ein jeder von Euch hat andre Mücken. Aber scharf dreinhaun kann keiner. Das werden wir Euch schon lehren.“

Der Junker war ein Mann, der sein Land und seine Bauern liebte; eine unnötige Strenge oder Quälerei reizte ihn geradezu und er hätte den langen Hans gerne auspeitschen lassen mögen, wie einen Pferde- oder Rüdennecht, der seine Tiere mißhandelt. Er stand auf. Der lange Hans aß unbekümmert weiter. Der Junker — so hieß er noch, trotz seines grauen Bartes — öffnete ein Fenster des Saales. Draußen zogen die Nebel durch das Thal und dämpften die frohe, sattgrüne Farbe der Fluren des Kammergutes. Der Mond stand im ersten Viertel. Dort hinten lag der Berg, der die Form einer schlafenden Frau hatte und drüben sah man die Vertiefung, in der der Traunsee lag. Weiter im Hintergrunde ragte der zackige Traunstein empor. Es war ganz still, so still, daß der Junker das ferne Rauschen der Traun zu vernehmen glaubte. Hie und da setzte eine Grille an und verstummte wieder. Dann schlug in irgend einem Hause in Pinsdorf ein Hund an und von allen Seiten wurde ihm geantwortet.



Unten im Schloßhof hörte er das Leise Knarren des Lederzeuges der Wache. Der Junker dachte an Frieden. Er begriff die Bauern nicht, daß sie sich der Knechtschaft entledigen wollten. Ihr Los schien ihm so selbstverständlich, daß ihn der Aufstand anmutete, wie eine Narrheit der Zeit. Da klopfte ihm der lange Hans auf die Schulter und verscheuchte ihm die Träumerei.

„Alle sind die gleichen Hunde,“ sagte er belehrend. „Ihr habt immer einen oder einige gar, die Ihr für Engel haltet. Denen wird nichts getan und unter fünf solchen Lieblingen sind, glaubt mir Junker, vier dabei, die morden und Brand stiften. Heute habe ich zwei Eurer braven Kinder gezwickt. Werde dieser Tage viel zu tun haben; zwei sind schon fest.“

Der Junker zeigte fragend in die Richtung des Verließes nach abwärts. Hans lachte laut. Dann schüttelte er den Kopf und zeigte nach oben mit der Rechten. Mit der Linken fuhr er sich um den Hals.

„Gehenkt?“ fragte der Junker.

Hans bejahte. „Wolltet mich immer hindern, Junker, meine Pflicht zu tun. Mir werden sie nicht auskommen. Wir haben Papiere gefunden,



die gar viel enthalten über Euren Liebling, den Künstler oder wie Ihr den Bauernhund nennt Morgen kommt der dran! Da werden die in Bayern seh'n, was ich kann. Nach vier Monaten ist alles still hier und ich soll Obrist sein, wie der Pappenheimer. Haltet die Wette, Junker!“

Der Junker wußte wohl, daß der alte Hohl, denn das war der Künstler, nichts geschrieben oder getan haben konnte, was ihm Verderben bringen würde, und wenn es einer der Söhne war, der sterben mußte, schien es ihm gut. Denn wenn so etwas, wie dieser Freiheits-Wahnsinnsgedanke in einem Hause Wurzel faßt, wären alle verloren, wie Schafe, in deren Stall eines von der Drehkrankheit befallen wird. Also heraus mit dem Kranken! Aber er fürchtete ungerechte Gewalttaten.

Es war gegen vier Uhr, als sich der lange Hans verabschiedete.



Um diese Zeit pochte Peter Hobl in Altmünster an die Thür eines breiten, einfachen, aus Bröckelstein gebauten Hauses. Die Thür ging leise auf und im schon schwachen Mondlicht konnte man ein in rauhes, braunes Tuch gehülltes Mädchen sehen, das seinen Kopf, der mit hellblondem Haar umgeben war, zur Thür herausstreckte und Peter am Wams fassend, leise mit ihm sprach und sodann in das Haus zog. Ehe die Thür sich schloß, hatten sich ihre und Peters Lippen gefunden.

Das Haus, in das Peter verschwand, gehörte seinem Oheim, der, zwar nicht medizinisch gebildet, es aber doch durch Übung und Beobachtung so weit gebracht hatte, Knochenbrüche und andere ähnliche Leiden, an Menschen wie an Tieren zu heilen. Er unterstand dem Kloster, das seine Bauern menschlicher behandelte als die anderen Gutsherren. Der Mann war gutmütig wie alle Tierfreunde, und wenn er einmal fluchte, was nach seiner Ansicht sehr



gesund war, so geschah das meist, indem er die Flüche in seinen Bart brummte, so daß sie niemand hörte. Das fünfte Kind, das sein Weib ihm schenkte, war Apollonia, das Mädchen, das den Peter eben in das Haus gezogen hatte, und das sechste war ein Sohn, ein blondhaariger Junge, dessen Eintritt in das Kloster ziemlich sicher war. Zwei Jahre nach der Geburt des Jüngsten war die Hobelin plötzlich gelähmt worden und sowohl die Kunst ihres Gatten wie auch die wandernder Wundermänner war an ihr erfolglos geblieben. So lag sie denn jahraus, jahrein im Bette, nicht fähig zu arbeiten oder die Kinder zu überwachen, und so blieb ihr nichts, als zu beten und zu beichten. Nur eines peinigte sie: ihrer Tochter nicht zur Seite sein zu können, denn sie wußte, wie viele Gefahren einem lebhaften Mädchen drohten. Die Zeit war ernst. Es waren gar viele Mädchen nach greulichster Mißhandlung hingerichtet worden, weil sie an dem Aufstand sich tätig beteiligt hatten. Erzählte man doch, daß zu den ersten nächtlichen Versammlungen die Weiber ihre Männer, die Schwestern ihre Brüder geführt hätten.



Apollonia, bei ihren Landsleuten Plony genannt, galt in der Gegend am Traunufer als eines der schönsten und klügsten Mädchen. Um die Zeit, als sie mit Peter in Beziehungen trat, war sie sechsundzwanzig Jahre alt. Ihre heiße Art zu empfinden hatte sich zur Entschlossenheit entwickelt und ihr Sinnen zur Schlaueit. Als Mädchen von neunzehn Jahren hatte sie sich einem Bauern namens Alois Loidl hingegeben, einem kräftigen schönen Mann.

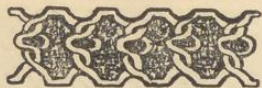
Damals wurde zwar viel von dieser Liebe geflüstert, aber niemandem wäre es eingefallen, darüber laut zu sprechen.

Zwei Jahre lang trafen sich Plony und Alois Loidl jede zweite oder dritte Nacht. Einmal aber erwartete sie ihn schon vor der Thür des Hauses. Ohne ein Wort zu sagen, faßte sie ihn bei der Hand, und als er widerstreben wollte, traf ihn der Blick ihrer graublauen Augen, der Verheißung, Verachtung und Befehl enthielt. Loidl folgte ihr bis tief in den Wald, dort standen viele Bauern, meist junge Burschen, und sangen geistliche Lieder mit gedämpfter Stimme. Alois sah viele bekannte Gesichter, aber noch nie hatte er so einen



feierlichen Ernst auf allen Zügen erblickt. Ein fremder Mann mit fast weißblonden Haaren, in schwarzem Samtgewand und Schuhen mit großen Schnallen, stieg auf einen Baumstumpf und sprach mit einer Stimme, die tonlos, aber doch hinreißend und eindringlich war. Nach jedem zweiten oder dritten Wort, zwischen jeder Bewegung entrang sich des Redners Brust ein Laut, der einem Schluchzen ähnlich war. Alois und Plony waren in einer Versammlung reformierter Bauern, zu welchen sie von nun an gehörten.

Ein Jahr darnach stand Plony mit rotgeweinten Augen an derselben Stelle, an demselben Baum gelehnt und wartete auf Alois. Der Schrecken war über das Land hereingebrochen und Blutgerichte strafte alle, die nicht flohen. Zwei Tage hatte sie Alois nicht gesehen und heute sollte er kommen, an den heimgebliebenen Versammlungsort, um ihr zu melden, ob er ein Versteck im Ischlerischen gefunden hätte, wo er geborgen und sicher sei. Plony hatte schon eine Stunde gewartet, aber er kam noch immer nicht. Da fühlte sie eine schwere Hand auf ihrer Schulter. Ihr Vater



stand neben ihr und schaute ihr mit seinen ernstesten, ruhigen Augen ins Antlitz. Mit weicher Stimme fragte er: „Plony, war er nicht da?“ Plony schüttelte den Kopf. So viel Trostlosigkeit und verzweifelte Trauer hätten keine Worte ausdrücken können, wie diese Kopfbewegung. Tief und leise sprach der Vater: „Komm!“ Plony blieb stehen, ohne einen Schritt zu tun, nur aus ihren Augen rannen große Tränen. Der erste Morgenwind zog vom See her durch den Wald und die obersten Äste der Bäume rauschten. Es klang wie die Stimme des Predigers, vor dem einst Plony und Alois hier gestanden hatten. Mit einfachem Tonfall und indem er seine Hand auf Plonys Schulter legte, fragte der Vater: „Plony, willst du uns alle in des Henkers Hände geben?“ Apollonia hobl folgte wortlos und tränenlos ihrem Vater nach Hause.

Am folgenden Tage zog gegen Mittag über den Traunstein das erste Frühjahrgewitter. Es dauerte etwa zwei Stunden, dann hellte es sich langsam auf. Apollonia hatte ihr Elternhaus nicht verlassen; denn die Mutter bedurfte ihrer. Sie mußte der kranken, alten Frau



aus der Bibel vorlesen, da sie außer ihrem Vater die Einzige im Hause war die Lesen konnte. Als der Himmel sich wieder aufhellerte, trat sie vor das Thor. Von den Feldern stieg ein leiser Dampf auf. Die Sonne strahlte gelb herab und der nasse Weg schimmerte blau, den Himmel widerspiegelnd. Da sah sie ganz unten den Weg eine Gestalt hinankommen, die ihr bekannt erschien. Langsam kam sie heran, ganz langsam. Es waren Schritte wie die eines Betrunknen. War das nicht Alois? Plony sah scharf hin. Kein Zweifel mehr, er mußte es sein. Hoch hob der Mann den Fuß bei jedem Schritt, aber zögernd setzte er ihn nieder. Er ging wie geschoben. Seine Hände streckte er schräg vor sich aus, ganz steif und sein Kopf neigte sich im Gehen von einer Seite zur anderen mit einer Regelmäßigkeit, die Plony erschauern machte. Warum kam er her, warum setzte sich Alois — denn das war er sicher — der Gefahr aus, gefangen zu werden? Nie hatte sie ihn betrunken gesehen, sollte er gerade heute . . . Nein. Plony blickte nach der Gestalt, die durch alle Wasserlachen am Wege hindurchstampfte. Nun trat der Mann in das



Sonnenlicht. Jetzt konnte ihn Plony genau erkennen und ein Schaudern riß sie zurück. Im Winkel seiner Augen hingen zwei lange Tropfen vertrockneten Blutes und die Augenhöhlen waren leer. Die Haare seines schwarzen Bartes waren vom Munde aus in einem breiten Strich zusammengeklebt und dunkelrot gefärbt von Blut. Sein Gewand war zerrissen und blutbefleckt. Langsam hob er seine Hand, um zu tasten, wo er war. Ganz langsam hob er sie und von Grauen gepackt, preßte sich Plony an das Tor, um dem Griffe des Mannes auszuweichen. Ihre Kehle war ihr zugeschnürt, sie konnte nur ausatmen, aber keine Luft wollte in ihre Brust. Kaum hörbar wimmerte sie den Namen ihres Geliebten. Ein dumpfer Laut kam aus seinem Munde, in dem keine Zunge mehr war. Von Ebenezweier her hörte man das dumpfe Rasseln der Rührtrommel, gemischt mit dem schrillen Ton der Pfeifen, der wie der Schrei Gepeinigter klang. Von Ischl kam, ebenso wie Alois geblendet und verstümmelt, ein anderer Bauer tastend herauf. Alois war ein paar Schritte weiter gegangen und stieß mit dem zweiten Opfer zusammen. Ihre Füße



vermengten sich und beide Bauern fielen unter furchtbaren unverständlichen, glucksenden Lauten zu Boden. Ein schallendes Gelächter tönte von den Soldaten her, die vorbeimarschierten. Einige stießen die am Boden liegenden Männer mit ihrem Lanzenschaft, andere zwickten die sich Wälzenden. Ganz am Schlusse des Haufens ging ein junger Bursche, dessen gepflegtes Außere ihn als Neuling in seinem Beruf und dessen weißer glatter Kragen und schwarze Strümpfe den ehemaligen Studenten verrieten. Er blieb stehen und blickte Apollonia an, als ob er sie schon einmal vor langer Zeit gesehen hätte.

„Kannst die gleich haben, wenn sie dir paßt,“ gröhnte ein alter Kriegsknecht, der in anderer Tracht für einen würdigen Mann hätte angesehen werden können. Dann ging der Zug weiter, unter Trommeln und Pfeifen, das nur durch das Gröhlen der Krieger und das Lallen der am Boden liegenden Bauern unterbrochen wurde, bis es allmählich verstummte. Apollonia griff nach der Türklinke, öffnete das Thor und fiel ohnmächtig nach rückwärts auf den Holzboden.



Eine Woche darauf wurde Moïse Loidl begraben. Er war einer der wenigen Glücklichen, die ihre Bestrafung und ihre Verstümmelung nicht hatten überleben können. Apollonia begleitete den Leichenzug, aber sie durfte nicht mit den Verwandten des Verstorbenen gehen, sondern schritt inmitten der vielen Bäuerinnen und Mädchen, die sich dem Zuge anschlossen. Vor dem Kreuze, das an der Außenwand der Kirche angebracht war, sank sie ins Knie. Aber während sie in ihrer tiefen Herzensqual vor dem Bilde des Erlösers kniete und für die Seele ihres Geliebten betete, mit Worten, die sie als Kind gelernt hatte und die dem katholischen Ritus angehörten, stieg in ihrem Geiste das Bild des unendlichen Jammers, in dem sie Moïse zuletzt gesehen hatte, wieder auf. Schauernd schloß sie ihre Augen und sah nun alles noch deutlicher als vorher. Aus der Kirche drang leise der Sang der Gemeinde. Wie eine Welle der Frömmigkeit stieg das Lied an und brach sich an der Wölbung des Gotteshauses, um wie tausend glitzernde Tropfen niederzurieseln im Widerhall. Nun ward es still in der Kirche.



In ihrem überreizten Gehirn sah Apollonia schon die Menge der Bauern neu gestärkt sich erheben und dem Sarge ihres Geliebten folgen, wie dem stärksten lebenden Führer, zum Kampf, zum Siege. Aber da — auf einmal klang es aus der Kirche, tief und einfach: „Requiescat in pace“. Und alles war still. Der Regen ging, auf reglose Blätter fallend, leise rauschend nieder und alle Berge waren in einen Trauerschleier von Wolken gehüllt. Apollonias Traum verslog und schluchzend, von der Wirklichkeit überwältigt, kauerte sie vor dem Bilde des Gekreuzigten.

Als sie sich erhob, war es schon Abend und das Leichenbegängnis lange vorüber. Es wäre unrichtig zu sagen, daß sie die ganze, lange Zeit hindurch gebetet hätte. Sie war nur in Gedanken, in Träumen versunken gewesen.

Plony hatte sich als Märtyrerin gesehen. Die Aufgabe, die sie sich zusprach, war die der Rache. Sie war fest entschlossen, alle Bauern zu einer neuen Verschwörung zu bewegen, sich selbst jeglichen Gefahren auszusetzen und alle Mittel in Anwendung zu bringen, um ihr Ziel, Rache und Freiheit, zu erreichen.



Plony begriff, daß keiner ihrer Drtsnachbarn ihr Genosse werden konnte. Zwar fühlte sie sich zu einem jungen Bauern hingezogen, der ehemals für den Aufstand mit Feuer gesprochen hatte, aber vergeblich dachte sie nach, ob sie ihn jemals hatte offen auftreten sehen. Die sprichwörtliche Ruhe der Altmünsterer war wahr, und so unterdrückte sie ihre Gefühle und wandte sich dem nächstbesten Bauern aus der Umgebung zu, indem sie meinte, alle anderen außer dem Orte, in dem sie lebte, seien mutig. Derjenige, mit dem sie am häufigsten zusammenkam, war Peter Hobl; gar bald war es ihr gelungen, ihn zu umgarnen und mit allen ihren wenigen Künsten zu fangen. Nun empfand sie den wonnigen Schauer der Selbstbewunderung, wenn sie mit ihm zusammenkam und mit ihm von Liebe sprach, die nicht wie die aller anderen Bauernmädchen und Burschen war. Peter war fest in ihrer Schlinge und folgte ihren Reden und Plänen, ohne den geringsten Widerstand, obwohl er von Natur der ruhigste Bursch war.

So kam es, daß zur selben Zeit also, als bei dem Grundherrn der lange Hans von seinen kriegerischen Tugenden gesprochen hatte,



Peter Hobl das Haus seiner Geliebten betrat,
des Hauptes der Verschwörung zum Sturze
und zur Vertreibung der Gegenreformatoren
und der Grundherren aus der Traungegend,
zur Sprengung der bayrischen Herrschaft, zur
Rache für all die Untaten der letzten Jahre.



Noch immer torkelte der betrunkene Soldat um das Haus des alten Hobl in Pinsdorf. Jetzt blieb er plötzlich stehen, als ob er sich an irgend etwas erinnerte und riß dann seinen Leinwandkragen, den er an Stelle des üblichen Lederkollers trug, vom Wams herab. Von Zeit zu Zeit strich er sein langes Haar zurück, mit einer Bewegung, die etwas Weiches, Verträumtes hatte, ganz im Gegensatz zu dem Kriegerwesen, das er sonst zur Schau trug. Das Stehen fiel ihm ziemlich schwer, aber mit auseinandergespreizten Beinen und unter vielen Flüchen gelang es ihm doch.

„Hobl,“ gröhnte er, „Hobl, der alte Hobl“ und langsam begann er von neuem die Landknechtstweise zu brummen, indem er statt des Textes immer „der alte Hobl“ einsetzte.

In der Werkstätte wurde Kaspar auf den Gesang des Betrunkenen aufmerksam. Er glaubte den Namen Hobl zu hören und das ließ ihm sein Herz lebhafter schlagen.



Dann empfand er einen stechenden Schmerz zwischen den Schultern, der ihn wie immer zum Husten zwang. Der Anfall währte ziemlich lange; als er vorüber war, hörte Kaspar keinen Gesang mehr draußen. Er meinte, sich nur getäuscht zu haben und begann weiterzuschneiden.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben, so daß die offene Tür zu schnarren begann, dann leise seufzte und ins Schloß fiel. Kaspar fuhr auf. Da er eben ein scharfes Messer in der Hand hielt, schnitt er sich in den Finger und Tropfen dunklen Blutes fielen auf das schneeweiße Holz, wurden sofort aufgesogen und färbten die Aderung mit dünnen roten Fäden. Kaspar sog an seiner kleinen Wunde und suchte nach einem Stück Leinwand, um seinen Finger zu verbinden, während der alte Hobl aufstand, um die Tür wieder zu öffnen. Als er in ihre Nähe gekommen war, sah er durch das Fenster vier Schatten am Boden langsam vorüberziehen. Der Alte öffnete schnell und vier Bewaffnete standen ihm gegenüber.

Einen Augenblick blieb der lange, hagere Greis wie ein hausbeschützender Geist stehen, dann wich er in die Werkstätte zurück, mit ruhi-



gen Schritten und einer Miene, die keine Furcht verriet.

Die vier Männer traten ein und ließen die Thür offen, durch die der Betrunkene an einem dem Hause gegenüberstehenden Baum lehrend gesehen werden konnte. Er brummte noch immer sein Lied. Der Krieger, der zuerst eingetreten war, ein mittelgroßer Mann in dunkelrotem Wams und Pluderhosen von sehr zweifelhafter Farbe und Reinheit, wandte sich zu seinen Kameraden und sagte mit hohler Stimme, die ihren Weg durch seine Nase zu nehmen schien: „Wir warten auf den Hauptmann.“

Dann stellten sich alle vier zur Thür der Werkstatt und sprachen miteinander über allerhand dienstliche Dinge, die weder Kaspar noch der Alte verstanden. Beide wurden übrigens gar nicht weiter berücksichtigt und konnten unternehmen, was sie wollten. Nur wenn sich einer der Beiden dem Fenster oder der Thür näherte, stieß die Wache mit ihrem Lanzenschaft auf den Boden, so daß es dumpf klang.

Kaspar überlegte, ob er nicht wieder zu schnitzen beginnen sollte, traute sich aber nicht seinen Vater zu fragen, weil er es nicht für ratsam hielt,



mit jemandem zu sprechen; auch der Alte rührte sich nicht.

Fragend sah sich Kaspar nach den vier Männern um und setzte sich zu seiner Arbeit. Aber kaum hatte er sein Messer ergriffen, so lachten auch schon alle vier und da Kaspar glaubte, er habe sich lächerlich gemacht, stand er mit feuerrotem Gesichte wieder auf. In diesem Augenblick riß sich der fünfte Mann, der draußen an dem Baum gelehnt hatte, in die Höhe und grüßte militärisch, indem er die Hand an seinen breiten Hut, den er rasch aufsetzte, führte und die Beine auseinanderspreizte. Trotz seines Raufsches blieb er aufrecht stehen. Mit langsamen Schritten kam der lange Hans den Weg herab, sah den Mann beim Baum einen Augenblick fest an, ging dann gerade auf ihn zu und blieb so nahe vor ihm stehen, daß seine dicke Nase fast die dünne, gekrümmte seines Untergebenen berührte. Jedes Wort gleichbetonend, fragte er:

„Was ward Ihr heut Frühe nicht bei mir?“

Wortlos blieb der Mann stehen.

„Wo habt Ihr Eure Wehr?“

Keine Antwort.



„Wenn nichts unterdessen geschieht, dann — Ihr wißt!“ sagte der lange Hans und beim Weggehen brummte er:

„Hätte lieber Pfaff werden und Tintenspritzer und Bücherfresser bleiben sollen.“

Dann wandte er sich gerade Hobls Haus zu und trat mit einem langen Schritt ein, zog aus seinem Koller ein Bündel Schriftstücke, die alle sehr fettig und schmutzig ausahen und begann zu blättern. Als er das Richtige gefunden zu haben schien, sagte er mit lauter Stimme: „Die in Pinsdorf,“ dann brummte er ein paar Namen schnell hintereinander, worauf er laut rief: „Der Hoblische Sohn.“

Kaspar meinte, er sei gerufen und trat vor.

„So, so, das seid also Ihr? Ist gut, daß Ihr's bekennt.“

„Was bekennt, Herr?“

„Da lest!“

Keiner der beiden Hobl konnten lesen und das sagten sie dem Hauptmann.

Der lachte, obwohl er sich diese Kunst selbst erst vor ganz kurzer Zeit angeeignet hatte. Dann erklärte er kurz, daß er diese Papiere aufgefangen hätte und daß hier in der



Liste der Mitverschworenen, auf die er mit seinem langen, glänzenden Finger, der in einem braunen, verkrümmten Nagel endete, wies, die Worte: „Der Hoblische Sohn“ stehen. Kaspar, der noch immer vorne stand, sprang erschreckt zurück, um den Irrtum, daß er sich gemeldet habe, möglichst rasch wieder gut zu machen.

Der Hauptmann lachte:

„Gut gespielt, Schlingl!“ rief er aus. „Schade, daß Ihr in der nächsten Fastnacht verhindert sein werdet, mitzutun.“

Während Kaspars Knie so zitterten, daß er dem Hauptmann zu Füßen sank und seine Zähne klappernd zusammenschlugen, erfaßte den alten Hobl ein Gefühl der Wut, wie er es noch nie empfunden hatte. Er hob den Arm, aber im selben Augenblick drückte ihn die schwere Hand eines Bewehrten rasch herab, der auch Hobls Linke erfaßte und ihm beide Arme hinten auf dem Rücken festhielt.

Der lange Hans lächelte und winkte dem Soldaten:

„Loslassen!“ sagte er mit gutmütigem Ton.

Der Mann gehorchte und der alte Hobl stand



frei da. Sein Oberkörper schwankte leise vor und zurück und seine Hände waren schlaff herabgesunken; schweigend blieb er stehen.

Von außen hörte man das Schlagen von Pferdehufen in der Ferne.

Der lange Hans wandte sich um, ging langsam zum Tor, trat hinaus und winkte den beiden Soldaten. In diesem Augenblick blieb der Grundherr von Pinsdorf hoch zu Ross vor dem Hause des alten Hobl stehen, sprang ab und trat ein, während ein Diener, der ihn begleitet hatte, sein Ross am Zügel erfaßte.

„Was geht hier vor?“ fragte der Junker den langen Hans in einem Ton, der den Angegesprochenen reizte, eine hochmütige Antwort zu geben.

„Ich tue meine Pflicht und Euch eine Wohltat!“ lautete der Bescheid.

„Was quält Ihr die Leute da?“ fragte der Junker.

„Ich quäle sie nicht, ich richte sie!“

Der Grundherr winkte.

„Laßt sie in Fried und geht!“ rief der Junker den Soldaten zu; die aber rührten sich nicht von der Stelle. Der Junker begann mit der



Reitgerete zu spielen, und zwar in einer Weise, die den Leuten des Hans Unbehagen einflößte. Sie sahen ihren Hauptmann fragend an. Bis zum Äußersten durfte es nicht kommen. Hans rief:

„Herr Junker!“

Dieser drehte sich fragend zu ihm, dann winkte der Hauptmann dem Grundherrn verheißungsvoll mit dem Kopf und zog die Schriftstücke aus seinem Koller.

„Wie ich Euch schon sagte, als wir zu Abend speisten, Herr Junker, von den gestrigen Zwei.“ Er machte die gewisse Bewegung, die das Aufhängen andeutet.

Der Junker nahm das Blatt, streckte seine Arme weit von sich und las mit zugekniffenen Augen.

Beide Hobl sahen ihm zu, ohne zu atmen.

Ehe der Junker ausgelesen hatte, sagte der lange Hans mit breitem Lächeln ganz leise: „Nach dieser Nachricht ist es meine Pflicht zu handeln, wie ich eben tue. Aber wenn Ihr, Junker, etwas darwider habt, kann ich die Sache aufschieben und zur Untersuchung meinem Herrn Feldobrist Pappenheim und der bayrischen Kanzellei überantworten.“



Der Junker verstand den Mann wohl. Dieser Überantwortung wäre vielleicht ein peinlicher Prozeß wegen Hochverrat gefolgt. Er faltete daher wortlos das Blatt zusammen und ging zur Tür. Der Knecht draußen hielt den Steigbügel und der Gutsherr von Pinsdorf schwang sich in den Sattel.

„Wißt Ihr, welcher Sohn der Schuldige ist?“ fragte er noch, in der Hoffnung, durch eine Ungewißheit beide zu retten. In diesem Augenblick bäumte sich sein Roß, der Junker gab ihm die Sporen und ritt anscheinend nur mit dem Tiere beschäftigt in raschem Galopp davon.

„Der gute Junker hat ein Herz wie Butter!“ sagte der Hauptmann zu seinen Leuten. Dann schritt er entschlossen auf den alten Hohl zu und klopfte ihm auf den Rücken.

„Heda! Alter! Du hast ja zwei Söhne, wo ist denn der zweite?“

„Nach Altmünster ist er gegangen, Herr!“

Dem Hauptmann kam der Gedanke, Peters Gang nach Altmünster stehe mit der entdeckten Verschwörung in Verbindung. Daher sagte er zum dunkelrot gekleideten Krieger, er solle das



Haus bewachen, bis der zweite Sohn, um dessen Namen er sich erkundigte, angekommen sei und dann seine Ankunft melden. Der Angesprochene aber winkte geheimnisvoll seinen Hauptmann in eine Ecke der Werkstatt und machte ihm klar, daß der Grundherr Schritte unternehmen würde, seine Lieblinge zu retten. Am Schlusse seiner Auseinandersetzung meinte der Kriegsknecht, wer zuerst mit einer Sache vorspreche, dem werde meist rechtgegeben. Dabei schloß er das eine Auge und blickte mit dem anderen auf seine eigene Nase, während er sich die linke Backe kratzte. Der lange Hans stimmte dem Dunkelroten zu, indem er erklärte, sofortiges Handeln sei hier am Plage. Er wollte eben sechs Mann in die Richtung nach Altmünster entsenden, als der vor dem Thor lehrende, nunmehr nüchterner gewordene Mann mit langsamem Schritt eintrat und in der Hoffnung, seinen Scharfsinn zu beweisen, die Meldung erstattete, daß Peter Hohl oft nach Altmünster gehe, die Altmünsterer aber auch oft Leute, und zwar nicht immer dieselben, nach Pinsdorf schicken, da nämlich ein Austausch von Schnigwaren und Lebensmittel stattfinde, der schon jahrelang dauere und dies



möglicherweise nichts mit der Verschwörung gemein habe. Die Abwesenheit Peters sei also gar kein Beweis für seine Schuld. Er wisse all dies genau, fügte er noch hinzu, weil er das Haus der Altmünsterer Hobl aus gewissen Gründen wohl beobachtet habe.

Der lange Hans schob den Mann nach diesen Worten mit einer kräftigen Handbewegung zur Seite, so daß dieser gegen einen anderen Soldaten stieß, der ihn hierauf zur Tür hinauspuffte. Der Hauptmann wurde ärgerlich. Hätte dieser Kerl, den er zu allen Teufeln wünschte, geschwiegen, wäre alles gut gegangen, schrie er. Dann hätte man einfach den Peter aufgeknüpft.

Er begann an dem Erfolg seines Unternehmens zu zweifeln, indem er bedachte, daß der Grundherr die Sache sicher anmelden würde und ihm große Gefahr drohe, wenn er nicht den rechten bestraft habe. Seine Stirnader schwohll bei dem Gedanken an den Gutsherrn und er brüllte Kaspar an, der an der Wand gelehnt stand und aus dessen Augen von Zeit zu Zeit Tränen drangen:

„Bist du, Hund, gegen uns verschworen?“



„Nein, bei unserem Heiland!“

„Wer ist der Verschworene, altes Bauernschwein?“

Diese Worte galten dem alten Hobl.

„Weiß nicht!“ sagte dieser kurz.

Da wurde der lange Hans noch zorniger. Er preßte sich in die Ecke der Werkstatt, stampfte unsinnig mit beiden Füßen auf den Boden und brüllte:

„Einer muß baumeln! Wer solls denn sein?“

Er spuckte aus, lief vor, faßte den alten Hobl bei der Hand und brüllte:

„Du wirst mir sagen, wer gehenkt werden soll. Du, du! Ich will Euch lehren! Und wenn du es mir nicht sagst, bis ich zehnmal in diesem Loch herumgegangen bin, dann baumeln beide.“

Der alte Hobl richtete sich auf und schüttelte die Hand ein paarmal. In seinen Augen standen Tränen des Schmerzes. Er wußte nun wohl, daß einer seiner Söhne dem Henker geweiht sei.

Da rief der lange Hans: „Einmal bin ich schon herum!“

„Wählt doch den Schuldigen! Denkt nach! Wählt!“ raunte der dunkelrot gekleidete Soldat dem Alten ins Ohr.



So hatte sich der Greis stets die Stimme des Teufels vorgestellt.

„Satan!“ keuchte er. „Der Traum! Licht! Geh zum Feuer, einen Span, Licht! Ich träume so furchtbar!“

Da klopfte ihm der Dunkelrote auf den Rücken.

„Das zweite Mal herum!“

Unterdessen hatte Kaspar alles begriffen. Wie ein Bligstrahl kam ihm der furchtbare Gedanke, daß sein Leben in Gefahr sei.

Mit der Wut eines Wahnsinnigen stürzte er auf den langen Hans zu, der fluchend seinen dritten Rundgang beendete.

„Hauptmann! Nicht mich! Ich bin nicht schuldig! Nicht mich, Hauptmann!“

„Dein Vater wird sprechen, nicht ich!“

Kaspar wandte sich um. Der Vater sah ihn nicht. Er sah niemanden; sein Kopf nickte immerzu und sein Antlitz war so weiß wie seine Haare. Der Vater wird ihn nicht töten! Nein, nein! Aber wen denn? Peter? Wird sein Vater den Peter töten? Konnte er ihn darum bitten? Vom Kloster zu Altmünster klang die Mittagsglocke herüber. Kaspar sah die Kriegersleute an. Wenn diese Hände ihn fassen und seine Kehle zu-



schnüren . . . ! Er schrie auf und fiel weinend dem langen Hans zu Füßen, der über ihn trat und so den fünften Rundgang beendete.

Nachdem der lange Hans den sechsten Rundgang ausgerufen, wandte sich der alte Hobl um, seine Werkzeuge aus der Hand zu legen. Und nun kam ihm auch die Klarheit des Denkens wieder.

Jeden Augenblick konnte Peter heimkehren. Das wollte er verhindern, das mußte verhindert werden. Er wollte ihn benachrichtigen, damit er fliehen, sich der Gefahr entziehen könne, denn dann war vielleicht Kaspar dadurch zu retten, daß er Peter als den Schuldigen nannte. Der Greis sah seinen jüngsten Sohn an und begriff im Augenblick, daß auf diesen nicht zu rechnen sei. Er blickte beim Fenster hinaus in der Hoffnung, irgend einen Weg zu erspähen, um seinen Plan auszuführen.

„Siebenter Rundgang vollendet,“ rief Hans laut.

Der alte Hobl schrak zusammen. Aber das alles waren ja Träume, all die Gedanken an Rettung waren Hirngespinnste, die sein klares Denken verschleierten. Einer mußte geopfert



werden! Mit der ihm eigenen ungeheueren Kraft der Ruhe schloß nun der Greis alle anderen Gedanken aus, als die an die furchtbare Wahl.

Kaspar lag noch immer am Boden. Er betete um die rasche Heimkehr seines Bruders. Kränkelt er denn nicht sein ganzes kurzes Leben hindurch, während Peter gesund und kräftig lebte und sollte er nun elend sterben, der noch niemals Freude gehabt, er, der elend gelebt hatte? Peter war nur Bauer, er aber konnte mehr, er hatte den wertvolleren Teil des väterlichen Wesens geerbt. Das mußte der Vater fühlen. Er erhob sich rasch, wandte sich um und ging auf seinen Vater zu mit einer Handbewegung, die mehr Forderung und Befehl als Bitte verriet. Aber als er das Anflig des Vaters erblickte, krampfte sich sein Herz zusammen und ihm ward, als lese er sein Todesurteil.

Der Greis stand ganz aufrecht. Dieselben Gedanken, die Kaspar erfüllt hatten, tauchten auch in dem Alten auf. Peter war stark, Kaspar schwach, Peter konnte den Acker bestellen, was er selbst nicht mehr vermochte. Wenn Peter nicht mehr wäre, könnten die Abgaben nicht



mehr geleistet werden, und dann müßte Kaspar mit aufs Feld, das würde ihn sicher töten. Und im Herzen des Greises sprang die große Liebe zu Kaspar auf, wie ein Quell aus dem Gestein sprudelt und warm floß es durch seine Glieder.

„Neunter Gang!“ rief der lange Hans mit einer Stimme, die kaum abzusehen schien, damit er ja rasch genug das Ende seines letzten, totbringenden Rundganges ankündigen könne. Der Ruf des Hauptmannes erschütterte den Greis. Er fühlte, wie der eine Gedanke immer mächtiger wurde: — Um Kaspar zu schonen, müsse er . . — er schauderte.

Der alte Hohl wandte sich zu seinem Sohne, er wollte ihm alles sagen, was er überlegt hatte. Er wollte Kaspar seine größere Liebe, die ihm selbst bisher ein Geheimnis gewesen war, gestehen, damit er nicht glaube, daß er getötet werde, weil er weniger geliebt sei, als sein Bruder.

„Wenn Ihr beim letzten Schritt nicht sagt, welcher baumeln soll, baumeln beidel!“ rief der lange Hans.

Jetzt war nur noch die eine Breitenwand



und eine Längswand abzuschreiten. Der alte Hohl sah das verzerrte Gesicht seines Sohnes und fühlte dessen brennenden Blick auf seinen Lippen ruhen. Nur mehr die Längswand! Es mußte gesagt sein. Eins, zwei, die Schritte hallten dumpf.

Nur mehr drei Schritte.

„Drei! Wer?“ brüllte der lange Hans.

„Kaspar!“ schrie mit schriller Stimme der bis zum Wahnsinn entsetzte, halb zu Tode gefolterte Greis.

Ein furchtbarer Schrei folgte. Kaspar raffte sich auf und ohne zu sehen, wohin, rannte er in die Ecke der Werkstatt, wo er das Angesicht an die Wand preßte.

Zwei Männer erfaßten ihn. Er fühlte ihren Griff und krallte sich mit seinen Nägeln in die Holzwand. Vor seinen Augen wurde es blau. Er ließ seinen Halt fahren und wand sich mit seinem Körper um den Arm eines der beiden Männer. Dann wurde er gegen einen tragenden Balken, der freistand, gepreßt; als man ihm einen dünnen Strick um den Hals zog, riß er die Augen auf und sah seinen Vater gegen den Arbeitstisch fallen, der mit dem Greise umstürzte.



„Luft, Luft!“ Ein schweres Gewicht fiel auf Kaspars Brust. — — —

„Das war rasch“, sagte der lange Hans. Seine Wut war jetzt etwas verraucht, aber beim Anblick der vollbrachten Tat kamen ihm einige Zweifel über ihre Richtigkeit. Wenn der nun nicht der Schuldige wäre, wenn sich etwa im Laufe der Zeit ergäbe, daß Peter der gesuchte Verschworene sei, dann würde es ihm schlecht ergehen. Der Lange beschloß auf jeden Fall dem Alten Hilfe leisten zu lassen, der noch immer in der Ecke unter seinem Arbeitstisch begraben lag. Das werde den Junker sicher verfühnllicher stimmen.

Die beiden Soldaten, die eben ihre Hände an Kaspar gelegt hatten, ließen den leblosen Körper hängen und hoben den Arbeitstisch auf Befehl ihres Hauptmanns auf. Der Greis lag ohnmächtig auf Sägemehl gebettet. Als der Tisch von ihm abgehoben wurde, drang aus seinem halb offenem Munde ein Ächzen, das zuerst leise und kaum vernehmbar war, aber immer stärker und lauter wurde und in einem kurzen Schrei endete. Dann ließ er sein Haupt nach rückwärts sinken, schlug die



Augen auf und starrte nach oben. Als er des Antlitzes der beiden Soldaten gewahr wurde, schloß er sie rasch wieder und stöhnte leise. Etwa eine Minute blieb er regungslos. Nun schien seine Lebenskraft wieder zurückzukehren; er streckte seine Hände aus, tastete nach einer Stütze und versuchte, sich aufzurichten. Der lange Hans ging auf ihn zu und redete ihn mit einem Ton an, wie es ein Arzt zu tun pflegt, wenn er auf schmerzhafteste Weise einem Kranken Genesung gebracht hat.

„Es ist schon alles vorüber!“

Der schwache Greis richtete seinen matten Blick auf Hans und sprang mit plötzlicher Kraft auf ihn zu. Wie vor einer Geistererscheinung wich dieser und seine vier Mann zurück, während der alte Hobl Schritt für Schritt auf ihn zukam, wortlos und ohne eine andere Bewegung zu machen als die, welche das Gehen heischt. Der lange Hans fühlte eine unheimliche Angst. Aber die ganze Verachtung, die er gegen die Bauern hegte, wachte in ihm auf.

„Nimm dich in acht, Bauer!“ rief er mit zitternder Stimme. Aber diese Drohung war unnötig; denn als der alte Hobl sich umgewandt



hatte und sein Blick auf den Leichnam seines Sohnes fiel, der an dem Pfeiler hing und dessen Hände und Füße krampfhaft zusammengezogen waren, da wurde der Greis von einem Zittern erfaßt, seine Hände sanken und ein Schluchzen entfuhr seinem Munde, während in den Augen der Krankhafte Glanz erlosch. Langsam ging er auf die Leiche zu und mit plötzlicher Bewegung erfaßte er die Hand seines toten Sohnes, um sie zu streicheln, wie es oft seine Gewohnheit gewesen war. Ein warmer Tränenstrom quoll aus seinen Augen und seine Kehle krampfte sich zu.

Von der Straße her erklang ein reines, helles Lachen. Der ehemalige Student lehnte sich, um gegen die Sonne blicken zu können, an den Baum, indem er seine Augen mit den Händen beschattete. Das Lachen kam näher. Auch der alte Hohl hörte die Stimmen. Er wandte sich der Tür zu, als Plony in dem Augenblick von Peter begleitet, eintrat. Ihr helles, klares Lachen erfüllte den Raum der Trauer. Mit ihrer kraftvollen Art und einem trotz ihres Unglückes heiterem Wesen hatte sie Peter an sich gefesselt. Eben lachte sie abermals



auf, dann verstummte sie plötzlich, denn mit einem Blick hatte sie den Greis, den Leichnam, die Soldaten gesehen und die Lage erkannt.

„Wir sind entdeckt. Lauf!“ rief sie Peter zu.

Dieser verstand kaum, was vorging. Er blieb einen Augenblick stehen, dann wandte er sich zu rascher Flucht. Der verlottert Studente aber erfaßte ihn und nun entspann sich zwischen beiden ein erbitterter Kampf. Der lange Hans, der jetzt seinen Fehler erkannte, war ohne Bedenken entschlossen, ihn gut zu machen. Er rief seine Mannen, die sich in den Kampf mischten. Der zuckende Knäuel von Menschen flog in die Werkstatt. Der lange Hans faßte einen Strick, der am Boden lag und verschwand in der Gruppe der Kämpfenden. Man vernahm seine gröhrende Stimme und im nächsten Augenblick flog ein Ende der Schnur über einen Querbalken und Peter Hobl, schreiend und stoßend, wurde aus dem Gedränge zur Decke emporgezogen. Sein Schreien wurde immer leiser, sein Stoßen immer heftiger, dann zuckte er und tiefe Stille trat ein.

„Deine Strafe wird dir erlassen!“ rief der lange Hans dem ehemaligen Studenten zu.



Dieser faßte Plony um die Mitte. Mit lüfterner Miene hielt er sie einen Augenblick fest umschlungen, dann blickte er den Hauptmann fragend an, der nickte. Mit Leichtigkeit band er der halb Befäubten die Arme auf den Rücken und stieß sie vor sich her aus der Werkstatt, die Straße entlang.

„Jetzt hast sie endlich,“ rief der Dunkelrote.

Ohne sich weiter zu kümmern, ging der ehemalige Student seiner Wege, indem er lustig sang.

Der alte Hobl sah stumm zu seinem ältesten Sohn empor und stieß dann einen markerschütternden Schrei aus, dem tiefe Stille folgte. Plötzlich begann der Greis leise zu lachen. Immer lauter, immer lauter wurde dieses schluchzende, hohe Lachen. Er wandte sich um und ging mit festen Schritten quer durch die Werkstatt. Dabei streifte sein Kopf die Sohlen des Gehenkten, dessen Körper nun in langsame, schwingende Bewegung kam. Der Alte setzte sich auf seinen Schemel und schnitzte an dem Altarflügel weiter, den er vor einem Jahre begonnen hatte.

„Hobl,“ rief der lange Hans.

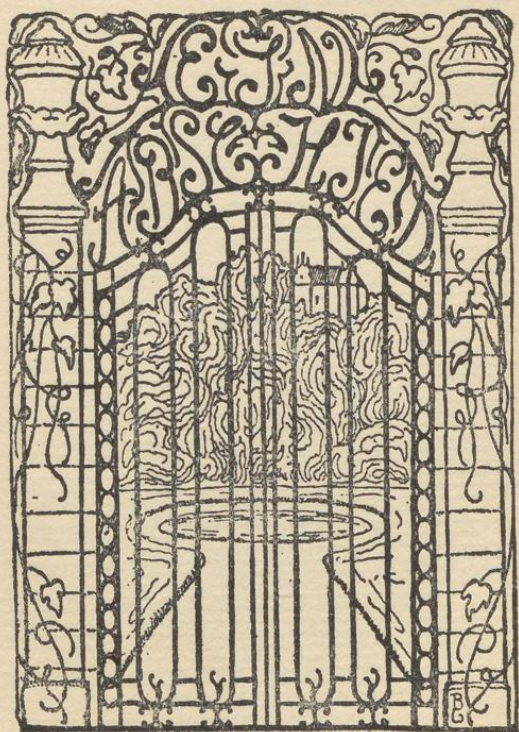


„Das Holz ist hart!“ wimmerte der Greis.
„Das Holz ist hart, das Holz ist hart!“
Immer wieder und immer leiser lispelte er
diese Worte.

„Mit der Zeit wird hierzulande Ordnung
werden!“ rief der lange Hans, dann zuckte er
die Achseln. „Das muß sein!“ setzte er hinzu
und verließ das Haus.

Mit schweren Schritten folgten ihm die vier
Kriegsleute.









Ein Abschied.

Am St. Rupertustage.

Aimable Clarisse!

Es ist sicherlich nicht rechte Lebensart, einer Dame Ihres Geistes und Ihrer Schönheit, denn von diesen kann ich Ihnen sicher voll admiration sprechen, ohne Sie dadurch auf den Verdacht zu bringen, daß ich Sie bloß becomplimentiere, einen langen Brief zu schreiben. Es ist ein Zeichen der Mißachtung, wenn man die Feder erfaßt, ehe es klar vor Augen steht, was man zu schreiben hat und dann ist es Sache eines Mannes von Bildung, selbes mit ebensoviel Geist auszudrücken, als notwendig ist. Sie kennen das mot: der wahre Geist spricht stets kurz. Auch wäre es eine Verwegenheit, aimable Clarisse, wenn ich nun daraus Vorteil ziehen wollte.



daß Sie mich nicht zu unterbrechen vermögen, wenn ich zuviel sage oder mit einem Blick Ihrer schönen Augen mir nicht kund tun können, daß der Feind jeder Liebe, die Langeweile eben an die Lüre Ihres Boudoirs klopft, und daß es Zeit ist, selbe zu versperren, vielleicht auch die Vorhänge vor die Fenster zu ziehen, den Tag und das Alltägliche ebenso wie das Licht auszusperren und die Langeweile durch allershand Kurzweil, den Geist durch den Körper zu bannen. Ich brauche nicht auf Ihren Blick zu achten, denn malheureusement, Sie sind nicht bei mir. Doch ich bitte um Vergebung, wenn ich lange schreibe, denn ich werde nicht mehr Gelegenheit haben, Sie in der Weise zu entschädigen, wie ich es oft tat, wie ich Ihnen eben schrieb und wie ich es gerne täte. Und so bitte ich Sie, mir zu vergeben, wenn Sie finden, daß dieser Brief lange ist.

Wenn ich das Wachs auf den Umschlag dieser Zeilen getropft habe, es mit dem schön gravierten Petschaft geformt und ihm so das Bild meines Wappens aufgedrückt habe, wenn ich so in das Wachs das Zeichen meiner Macht und das geheime Zeichen meiner Liebe zu Ihnen, das



im Petschaft nur für Sie und mich erkennbar eingeschnitten ist, durch heiße Blut geprägt habe, wenn dieser Brief aus meinen Händen geht, bin ich tot.

Erschauern Sie nicht, wenn Sie dies lesen und lassen Sie nicht vor ihren schönen Augen das Bild eines gelben Gesichtes und verzerrter Züge erscheinen. Ich glaube nicht, daß mein Herz aufhören wird zu schlagen, wenn es mir seinen letzten Dienst erwiesen, wenn ich diesen Brief an Sie, verehrungswürdige Dame, vollendet habe. Ich werde tot sein, ohne eine Leiche zu sein, denn ich bin dann nicht mehr der, den Sie kennen, sondern ein alter Mann, dessen Sorge es leider sein muß, nur zu leben, und nicht mehr angenehm zu leben. Ihr Erzbischof nimmt Abschied von Ihnen, nimmt Abschied vom Leben.

So werde ich tot sein, ebenso tot, wie ich sein würde, wenn ich im Sarge läge, was in nicht mehr zu fernere Zeit der Fall sein dürfte, ebenso tot, wie wenn ich aus dem Zustande, wovor ich einen degoût habe, in den der Reinheit gelange. Ich wünschte, daß ich schon rein und weiß, ohne Fleisch



und Haare ein Skelett geworden, denn mir ist der Gedanke unangenehm, daß ich in einen Zustand gelangen soll, vor dem alle Menschen von Lebensart ein Grauen erfäßt. Ich werde, — und dies kann ich mir leider nicht verhehlen, — ein Neuling unter den Toten sein, mir meine Stellung und meine elegance erst mit der Zeit erwerben können und langsam erst das unter den Toten werden, was ich, Dieu soit bènit, stets unter den Lebenden gewesen. Und dieser Gedanke ist mir ebenso peinlich, wie mir jener wäre, daß mein Vater und mein Großvater, und soweit eben ein Mensch etwas von unserer Familie weiß, nicht Menschen gewesen seien, das heißt, sich nicht gewaschen, nicht Diener gehalten, sich nicht mit Geschmack und nach der Mode gekleidet hätten. So wie ich im Leben war, will ich im Tode sein: rein, schlank und nicht beschwert oder beschmutzt von überflüssigem Empfinden, vom Alltäglichen. Gestatten Sie mir noch eine Spanne Leben, aimable Clarisse, daß heißt, gestatten Sie mir einen langen Brief.

Ich bin gewiß, daß mein Leben von keiner allzulangen Dauer mehr sein kann, denn ich



habe hierfür ein unverkennbares Zeichen. Mein Arzt wird duldsam und mein Beichtiger unduldsam. Wenn der Beichtiger eines Erzbischofs streng wird, so will er sich certainement seinen Sitz im Beichtstuhl zu verdienen beginnen. Das Gewissen aber ist der Wächter der menschlichen Empfindungen: erst wenn alles andere schläft, erwacht es und tut seinen Dienst. Meines Beichtigers Gewissen wartete wohl ab, bis die berechnenden Gedanken, diese Nachtschwärmer, die am allerspätsten zur Ruhe gehen wollen und in den stillen Gassen unseres Gehirns mitten in der Nacht Lärm machen, fest schlummern und da ich nicht mehr zu fürchten bin, glaubt mein Beichtiger, sei es Zeit, daß ich zu fürchten begänne. Schon eine Woche fatiguiert er mich mit seinen Reden, die mir, weil sie das schwere Parfum einer Kirche nach dem Sonntagshochamt haben, Kopfweh bereiten. Seine Reden riechen nach viel Weihrauch, schlecht gekleideten Menschen, Kerzen und Staub. Der widerliche Odeur selbstgefälliger Bußfertigkeit.

Eigentlich tut mir der gute Pater Leid, er will, daß ich beichte, ehe ich zu schwach werde, um zu erzählen, um Lust zum Er-



zählen zu haben. Meine Reichthümer wäre das einzige Erbe, das einzige Gut, das er sein ganzes Leben in Erinnerung an mich voll Freuden bei sich tragen würde. Aimable Clarisse, ich beneide den Mann, denn er könnte mehr genießen, als ich jemals genoß. Er würde niemals meiner Lust müde werden. Ich könnte ihm ein hohes Glück schenken. Aber ich will nicht.

Soll ich ihm schildern, wie alles kam, soll ich es Ihnen noch einmal schildern? Sie, meine anbetungswürdige Clarisse wissen, wie es geschah, daß Sie dem Erzbischof vorgestellt wurden, wie es kam, daß er den geistreichen Gesprächen der Herren und den Galanterien der Damen unbemerkt entfloh. Es ist die größte Kunst eines Gastgebers, von seinen Gästen vergessen zu werden; und an jenem warmen Herbstnachmittag war ich in dieser Kunst vollkommen. Keiner meiner Gäste war eingedenk, daß er beim Erzbischof geladen war und keiner sah, wie der Erzbischof mit einer jungen Dame plaudernd, ihre weit vorgestreckte, abgebogene Hand haltend und ihren Reifrock nicht zu streifen sich alle Mühe gebend, mit seinen Blicken aber die weichen Halbkugeln ihrer jungen Brüste um-



fassend, langsam in den dunklen, grünen Bogen-
gang der Lauben verschwand. Bestehen Sie
es sich nur ein, aimable Clarisse, daß Sie gar
bald vergaßen, das es der Erzbischof war, der
neben Ihnen schritt und daß Sie zu einem
Feste geladen waren. Aber dieses Vergessen,
glaube ich, haben Sie nicht meiner Lebensart
als Gastgeber, sondern Ihrer Schönheit, Ihrer
hingebenden Zurückhaltung zu verdanken und
vielleicht auch meiner Lebensunart. Aber ge-
stehen Sie auch ein, daß den einzigen Schaden,
den ich anrichtete, der Bug in Ihrem Reif-
rock war und daß eben dieselben Hände, die
den Schaden anrichteten, ihn wieder gut machten,
ehe die leichten Töne der sarabande Sie zu
dem Tanze riefen, der Sie mit dem bunten
Schleier der Etikette einhüllte und Ihnen auf
Libellenschwingen hinwegschweben half über eine
halbe Stunde, in der ein Mädchen Ihres Reizes
unbedingt hätte verlegen und gekränkt sein müssen.
Schöne Clarisse, es wäre Ihnen schwer gefallen,
aber mit Grazie hätten Sie den Anstand so zu
verschönern gewußt, daß er aus einem alt-
modischen Gerümpel zu einer reizenden Antiqui-
tät geworden wäre.



Es gibt keine Sünde, die ein wirklich frommer Mensch nicht begehen würde, um sich dem Himmel eine Stufe näherzubringen. So hat denn Ihre Tante, bei der Sie wohnten, ohne ein Wort des Widerspruches Sie am folgenden Tage in den Pavillon meines Gartens gesandt, um den Erzbischof nicht zu erzürnen und seines Segens theilhaftig zu werden. Vergeben Sie mir, wenn ich lächle, da ich mich erinnere, daß Sie eine Stickerie mitnahmen und diese nicht aus der Hand legen wollten. Aber Sie, aimable Clarisse, müssen zugeben, daß ich Sie nicht dazu zwang. Sie haben an diesem Vormittag die Stickerie nicht aus der Hand gelegt und hatten keine Hand frei. Ihre gute Tante erwarb sich meinen Segen.

Nun wohnen Sie in einem Hain der Liebe und sind umgeben von Amoretten, die in unschuldiger Nacktheit auf hohen Postamenten stehen und kindliche Spiele spielen, aber ihre Unschuld ist stumm, denn, dieu merci, sie sind aus Stein und das Wasser der Teiche, die ich für sie graben ließ, ist blau und still.

Wenn ich durch das schwere Thor trete, das sich hinter mir langsam schließt und mich



von der Außenwelt trennt, bin ich mit Ihnen in diesem Park allein. Wir vermögen nicht zu erkennen, wo dieser Hain der Liebe seine Grenzen hat. Wir wähen uns auf dieser Welt allein und schrankenlos füllen wir die Stille aus mit den höchsten Wonnen und Freuden der Liebe. Es sinkt das Gewand, es sinken die Hüllen, die uns die Mitmenschen um unser wahres Ich gewunden haben und jeder Traum, jeder Wunsch, jedes Begehren, wird zur Form und zur Tat. Wer könnte an mir erkennen, wo das goldene Kreuz meiner Würde hängen sollte und wer würde sich vermessen, Euren schönen Leib zu teilen, in Glieder, die zu sehen erlaubt sind, und jene, die verborgen bleiben sollen. Wir haben den Spruch begriffen, der da kündigt, daß weder Macht, noch Schmuck, noch Ruhm mit uns ins Paradies eingehen kann. Wir hatten unser Paradies und haben es genossen.

Wenn mein Beichtiger dies lesen könnte, er würde seine schmalen Lippen spizen zum Kuß, den er leerer Luft geben müßte und er würde des Nachts sein Polster umarmen, ein ihm zweifellos treues Liebchen. Jedes Liebchen,



das so viel empfindet, wie dieses, ist treu, aber wenn es nur um einen Hauch mehr empfindet, muß man wachen. Verzeihen Sie mir, liebenswürdige Clarisse, daß ich Ihnen dies schreibe, aber ich will nur hinzufügen, daß eine Frau, die alles empfindet, dem Manne treu bleibt, der sie alles empfinden läßt. Mein Reichthiger würde mich beneiden, könnte er dies lesen und er würde mich verdammen, wenn er lesen könnte, daß ich gestehe, für unser irdisches Paradies das himmlische gegeben zu haben. Ich habe es mit Freuden und unter Freuden gegeben.

Aimable Clarisse! Ich weiß, daß Sie lächeln werden, wenn Sie lesen, daß ich von einem himmlischen Paradies spreche, das ich verloren habe. Sie kannten mich allerdings nicht, als ich den Glauben an ein solches in mir hatte. Ich bin recht froh, daß ich Ihnen damals nicht begegnet bin; ich hatte nur Ihre Bekanntschaft gemacht, niemals aber das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen.

Es gab eine Zeit, in der ich an Gott glaubte, und nicht nur das, ich glaubte auch, daß Seine Ansichten mit denen, die mein Precepteur in der



Religionsstunde äußerte, übereinstimmten. Mein Vater pflegte stets zu sagen, daß das Allerbeste für einen Menschen sei, nur vor Einem Achtung zu haben. Für meinen Bruder war dies „Eine“ der Kaiser. Er wurde Soldat, focht unter dem Prinzen gegen die Türken und da er seinen Kaiser achtete, die Befehle seiner Vorgesetzten aber nicht, gelang es ihm, sich Verdienste im Felde zu erwerben, die er aber so sehr nur seiner eignen Person zu verdanken hatte, daß man recht froh gewesen sein soll, als er das Majorat antreten mußte. Nun trägt er nur mehr bei Hof eine Uniform und gibt viel von dem Gelde seines Vaters einer Ballerine dafür, daß sie es versteht, vor dem versammelten Hof Pas zu tanzen, bei deren Ausführung jeder vermutet, daß sie nun alles zeigen werde, was für Herren Freude ist zu sehen, es aber doch nicht tut und so das Selbstbewußtsein meines Herrn Bruders hebt, da er bei jedem dieser Schritte, die seine Geliebte gleichsam auf dem Drahtseil macht, das zwischen Treue und Untreue, Schamlosigkeit und Pikanterie gespannt ist, eingedenk wird, daß vorläufig er der Glückliche ist, der sich das



Recht erkaufte hat, das zu kennen, was die anderen Zuschauer sich bemühen zu erspähen. allerdings, wie ich, liebenswerte Clarisse, glaube, einige um dessen Bekanntschaft zu machen, andere aber auch, um ein Wiedersehen zu feiern. — Ich, als meines Vaters zweiter Sohn, sollte Gott ehren und Priester werden und so oft mein Precepteur es verlangte, faltete ich meine Hände, auf deren Pflege viel Mühe verwendet wurde, denn ein Mann von Adel und Lebensart soll nur mit weißen und feinen Händen absolvieren und benedizieren, muß doch auch der Messkelch vergoldet sein. Ich betete und glaubte, aimable Clarisse, und ich weihte mich dem Herrn, nachdem mein Vater sich versichert hatte, daß ich Gottes Gnade und somit der Gnade derer, die mir nützen könnten, sicher sei.

Um mein Leben nicht ennuyant zu gestalten, nahm ich meinen Beruf sehr ernst. Es ist viel weniger langweilig, ein Gotterfüllter Einsiedler zu sein, als ein Priester, dem sein Amt leicht gemacht wird. Als Einsiedler bewundert man sich selbst, aber als ein protegierter Priester verachtet man nur die Andern und das Zollen von Ver-



achtung, so angenehm es Einem anfangs ist, verstimmt schließlich und wird langweilig. Reizende Clarisse, Sie mögen lächeln oder nicht, Sie mögen mich mit dem fragenden, frommgläubigen Blick, der Ihnen eigen ist, und hinter dem meist ein Lachen versteckt ist, anzusehen gewillt sein: Ich war ein frommer Christ.

Ich predigte in der Domkirche allerdings nur um elf Uhr, wo man sicher war, daß die ersten zehn Reihen wenigstens von distinguierten Leuten, ja sogar von Leuten von Adel besetzt waren. Ich predigte mit Eifer, ich montierte mich und ich glaube, ich predigte gut, denn es machte mir Freude, zu sehen, wie die hohen weißen Coiffüren der Damen sich eine nach der andern vorwärts neigten, wenn ich der Reihe nach die Liebessünden der einzelnen mit Donnerstimme tadelte und verdamnte. Da ich selten eine der schwereren Sünden vergaß, waren meist bis zum Ende der Predigt alle Köpfe der Damen, die einem Interesse abgewinnen konnten, geneigt.

Zur Beichte kamen meist nur die alten Damen, die so die Erinnerungen ihrer Jugend einem jungen Manne zu erzählen Gelegenheit fanden. Ich war bei ihnen sehr beliebt und ich glaube



wahrhaftig, liebe Clarisse, nur weil ich, eh' sie absolviert wurden, das Versprechen verlangte, daß die Sünde, auf die es besonders ankam, nie mehr wieder begangen werde. Da diese Sünde meist mit zwanzig Jahren oder weniges darüber begangen worden war, schmeichelte dies sehr.

Aimable Clarisse, was ich Ihnen nun schreiben werde, sollte ich zwar niemandem auf dieser Welt anvertrauen, aber ich will es einmal erzählt haben, und nicht in der Erinnerung an ein unerzähltes Erlebnis sterben, zumal ich niemanden kenne, der so gut zuzuhören versteht, wie Sie.

Es war mir bestimmt — denn an eine Bestimmung glaube ich, sie dürste mich gezeugt haben, jedenfalls war es nicht der Vorsatz meines Vaters und sicherlich nicht der Wille meiner Frau Mutter, deren Tournure auf einige Zeit zu verunstalten ich die Kühnheit hatte, — es war mir also bestimmt, eines Pfingstsonntages meinen Glauben zu verlieren und so später das zu werden, was ich nun, der Bestimmung sei Dank, bin. Schon lange hatte ich bemerkt, daß eine junge Gräfin mich während meiner Predigten unverwandt anblickte



und ich vermochte ihr schönes Köpfchen nur zu beugen, wenn ich von begehrliehen, unreinen Gedanken sprach. Auch erhielt ich einige Male Buketts zugesandt, die nicht von dankbaren und verehrungsvollen alten Damen herzurühren und aus selbst geschnittenen Blumen von eigenen Gärten zu bestehen schienen, sondern von einer kundigen und recht geschickten Blumenmacherin arrangiert sein mußten. Ich achtete dieser Aufmerksamkeiten nur so weit, als ich meinem Diener befahl, die anderen Blumen dem Altar zu weihen und nur die voll Geschmack geordneten in meinem Zimmer aufzustellen.

Bald begleiteten diese Buketts von Geist und Liebe abgefaßte Billettdour und auch ein kleines auf Elfenbein gemaltes Konterfei der jungen Gräfin kam eines Tages mit den Blumen. Da das Porträt fein gearbeitet war, nahm ich es in die Hand und betrachtete es. Die Gräfin war jung und nicht nur hübsch, aimable Clarisse, sie war schön. Ihr Gesicht war länglich und ihre Augen von einer blauen Farbe, die man sich nur auf Elfenbein und in Guache gemalt denken kann. Ich bemerkte, daß ihre Züge mir nicht mehr fremd erschienen, und daß ich



viel öfter an sie gedacht hatte, als es mir bis zum Augenblick bewußt gewesen war. Ich fühlte, daß das Mädchen mich liebte, heute weiß ich, daß auch ich sie liebte. Dies kann ich nun niederschreiben, da ich auf meine Jugend blicke, wie auf einen fremden jungen Priester, der mir vorgestellt worden ist. Es war vielleicht nicht die Liebe, wie ich sie später in meinem Leben empfand. Ich weiß, daß ich nicht mit der schönen jungen Gräfin hätte scherzen können. Wir hätten uns nicht unter unzähligen Rosenamen umarmt und uns nicht nach tausend zärtlichen Spielen vereinigt; wir wären uns in die Arme gesunken zu einem Kuß, der alles in sich eingeschlossen hätte.

Damals war ich sehr ernst, liebenswürdige Clarisse, und ich wäre sehr unglücklich geworden, hätte ich meinen Gefühlen nachgegeben, denn ich war damals gläubig und nahm meinen Beruf, mein Leben und was der größte Fehler der Jugend ist, das Leben anderer sehr ernst.

Ich legte das Porträt beiseite und verbrachte die Nacht schlaflos, indem ich in wildem Kampfe mit mir selber rang und bittere Tränen vergoß. Aber doch war ich recht zufrieden mit dem



Schicksal, weil mir um etwas zu kämpfen gegeben war und ich bedauerte und bewunderte meine Tränen. Als die Sonne aufging und mich die mächtige Glocke der Domkirche zum Gottesdienst rief, da leistete ich einen Eid, die Gräfin nicht zu erhören. Ich glaube, während die Sonne die Kuppeln des Domes hell vergoldete, sprach ich den Eid laut und in schönen gereimten Alexandrinern, die mir immer leicht fielen. Ich erschien mir mehr als Oedipus auf dem Theater und vermischte nur mit Schmerz ein Schwert, das ich hätte ziehen können. Aber trotz alldem, aimable Clarisse, war ich voll Begeisterung und gewiß voll Frömmigkeit, als ich schwur, den kindlichen und doch so weiblichen Bitten der schönen Gräfin nicht nachzugeben und meinen Leib zu kasteien. Nun schien ich mir stark und nie habe ich eine Messe mit solcher Andacht gelesen, wie diese meine Abschiedsmesse von dem Gottesglauben.

Ich hatte nach der Messe Beichte zu hören und erschrak, als ich gewahr wurde, daß die erste Dame, die sich zu meinem Beichtstuhl kniete, die schöne Gräfin war. Sie beichtete mir ihre Liebe und ihre Sehnsucht ohne Reue und flüsterte von



all ihrem Empfinden mit heißem Atem gegen das Gitter, hinter dem ich saß. Im Schatten der Seitenkapelle fühlte sie sich allein und wie zu sich selber redend, gestand sie mir ihre Liebe. Ich fühlte, wie ich erbehte und gewahrte, daß ich glücklich war, wenn ihr Hauch mein Gesicht berührte. Ich stand gleichsam neben mir selber und erzählte mir selber meinen eigenen Roman. Ich hörte den Titel, ich glaube, er war: „Der standhafte Priester, oder mein Reich ist nicht von dieser Welt, das ist eine erbauliche Geschichte....“ und wie eben diese alten deutschen Bücher benannt sind, die heute niemand mehr liest, mich aber damals entzückten. Vor Freude über mich selber vergaß ich ganz mein eigenes Empfinden und im ersten Augenblick jubelte mein Herz auf, als die Gräfin mir sagte, sie werde nachmittags meiner in der Kirche harren und sich töten, wenn ich sie nicht erhörte. Ich absolvierte sie nicht, da sie diesen Vorsatz nicht aufgab, trotzdem ich all meine Beredsamkeit darauf verwandte, sie davon abzubringen.

Als das schöne Mädchen den Beichtstuhl verließ, erhob ich mich, etwa wie dies ein Held



auf der Bühne tun würde, und schritt, in meine Rolle ganz versunken, auf mein Zimmer. Erst als ich dort angekommen war, als ich nicht mehr von dem geheimnisvollen Dunkel des Doms, von den Bildern der Heiligen, von dem weichen Duft des Weihrauchs umgeben war, kam mir alles, was eben geschehen war, klar in den Sinn. Mit einem Male wurde ich gewahr, daß am Ende dieser Komödie kein Vorhang niederrauschen werde, kein Ballet zur Erheiterung des Publikums getanzet werden würde. Aber bald waren diese Gedanken verschucht durch das herrliche Bewußtsein, daß ein schönes Mädchen an geweihter Stätte einen Selbstmord geschworen hätte, wenn ich sie nicht erhörte. All die Erzählungen, mit denen meine Altersgenossen oft zu prahlen pflegten, von denen sie behaupteten, sie selber erlebt zu haben, alle Liebesromane schienen mir nichtig gegen dieses, mein erstes Erlebnis.

Als es Mittag wurde, ging ich durch die engen Gassen der Stadt zu dem Garten, der dem Bischof gehörte, aber von den Geistlichen besucht werden durfte. Die Sonne lachte hell und warm. Der ganze Garten, verehrungs-



würdige Clarisse, ist wie ein stummer Kuppler, wie eine Mahnung zu leben und zu lieben. Die dunklen Laubgänge laden zu einem traulichen Gespräch, in den Springbrunnen sitzen Nymphen in begehrllicher Nacktheit und Gott Amor steht in jedem Hain. Dort kam mir zum ersten Male ganz leise der frohe Gedanke, in die Kirche zu gehen, auf die Gräfin zu warten und meiner Liebe alles andere zu opfern. Aber indem ich mir dies ausmalte, erschien ich mir gewöhnlich, alltäglich und vielleicht auch sündhaft.

Lieben und genießen kann jeder, auch ohne Geist, denn nur mit dem Geiste wächst die Forderung, die man an den Genuß stellt. Ich genoß meine Entfagung mit viel mehr Freude, als ich den schönen Leib der Gräfin genossen hätte. Sie lächeln nochmals, aimable Clarisse, aber ich habe Ihnen ja geschrieben, daß ich damals sehr jung war und ich bitte Sie, diesen Brief zu Ende zu lesen, ehe Sie lachen. Ich gestehe Ihnen ganz offen, anbetungswürdige Clarisse, daß mir auch der gewöhnliche Gedanke kam, den Eltern der Gräfin Nachricht von dem Vorhaben ihrer Tochter, an das ich aber nicht ganz fest glaubte, zu geben. Aber dann hätte



ich niemals erfahren, ob das Mädchen mich wahrlich so heiß geliebt oder nicht. Sie werden begreifen, daß dies meine größte Sorge war.

Der Nachmittag rückte vor. Ein kleiner Liebesgott zeigte, als Sonnenuhr mit seines Pfeiles Schatten die Zeit kündend, auf die Ziffer vier und mein Blut kam immer mehr in Wallung. Zwei schöne Damen kamen aus dem Palais des Bischofs und stiegen lachend in ihren Wagen, der langsam und sich schläfrig wiegend über die vom Kies weißglänzenden Wege von dannen fuhr. Als die Chaise an mir vorüberkam, blickte ich hinein. Die Damen waren jung und schön. Aber sie waren nicht so schön wie meine Gräfin. Ich nannte die Gräfin im Geiste mein. Mir kam in den Sinn, wie vieler Herren begehrllicher Blick den Reifrock, den ich zu lösen die Erlaubnis hätte, umwoben haben mochten.

Der Engel auf der Sonnenuhr wies gebieterisch mit seinem Pfeile auf die Ziffer fünf. Ich hatte nur mehr eine Stunde Zeit, denn um sechs Uhr wurde der Dom geschlossen. Die Sonne stand schon tief und ihr Untergang war dunkel und glühend. Die Bäume des Gartens warfen lange Schatten. Mit festen Schritten wandelte ich auf und nie-



der. Ich wurde gewahr, daß ich immer nur in derselben Allee promenierte. Im Palais des Bischofs wurden die Kerzen angesteckt. Ein warmer, gelber Schein leuchtete aus den großen Fenstern und ließ nur die mit dunkelroter Seide bespannten Wände des bischöflichen Arbeitszimmers sehen. Ich dachte an die kommende Nacht. Ich dachte an meine Einsamkeit, an die Nächte der Sehnsucht und des Begehrens, die ich schon oft durchlitten hatte. Sollte ich heimkehren in mein Zimmer, zu meinen Büchern und Predigten, sollte ich heimkehren und mich mit einer Kette von Nächten, in denen ich die leere Luft küßte und meine Arme voll Begierde nach den Gestalten meiner Träume ausstreckte, umgürten, wie mit einem Bußgürtel? Lebte nicht der Bischof oben im Palais, dessen hellerleuchtete Fenster auf mich niederblickten, rüstig und froh und liebesatt? Wenn die Uhr sechs geschlagen, dann war ich mit dem letzten Schlag des Hammers in meine graue Alltäglichkeit zurückgeschleudert, dann war die Wonne meines Heldentums vorbei; unbeachtet und ungesehen war dann meine That, mein heldenhaftes Entsagen vergeudet. Ich war dann ein stiller, ein



stummer Held. Und könnte ich nicht, trotz mutigen Kampfes dem Weibe unterliegen? Auch dies wäre schön, auch dies tragisch und heldenhaft. In der tiefen Dämmerung schien der Amor auf der Sonnenuhr zu lachen und nach mir mit seinem Pfeile zu weisen. Ich eilte zum Dom. Als ich auf den Domplatz kam, begann das Glockenspiel gedankenlos und pflichttreu zum dritten Male sein Lied. Es war sechs Uhr. Ich trat voll Begierde in die tiefdunkle Kirche. Ich sah eine weiße Gestalt vor dem Seitenaltar knien. Sie sah mich nicht. Ihr Haupt schien blutig, bestrahlt vom roten Schein des ewigen Lichtes. Ich eilte die Kirche hinauf. Das Glockenspiel schwieg. Einen Augenblick war es still. Dann krachte ein Schuß und widerhallte in der Kirche wie das harte Lachen von tausend Teufeln.

Niemand weiß, warum die Gräfin sich tötete. Verbrennen Sie diesen Brief, wenn Sie ihn gelesen haben. Nur Ihnen, aimable Clarisse, habe ich dies anvertraut. Ich habe heute die Maske fallen lassen. Ich werde nicht mehr lange leben. Ich sterbe nach einem Leben, das die Frommen verurteilen werden. Aber mir ist



das gleich; denn das erste Mal, da ich der Verlockung einer Sünde widerstehen wollte, habe ich eine schöne Frau getödet. Ich finde keinen Gott mehr im Himmel. Er lebt in der Schönheit des Leibes, in der Freude des Lebens.

Ich kann kaum mehr schreiben, denn ich bin müde geworden. Ich bin müde geworden über mein Leben, aimable Clarisse. Als ich Sie das erste Mal sah, beschloß ich, das, was ich lange erträumte, zu realisieren. Ich habe bei Ihnen den Gott dieser Erde gefunden, die Freude.

Nun werde ich bald sterben und Sie, liebenswerte Clarisse, werden zurückbleiben, in dem Garten, den ich für Sie pflanzen ließ, in unstem irdischen Paradies. Die Bäume sind rasch gewachsen, denn der Boden ist mit den Leichen aller meiner Jugendträume gedüngt. Wenn Sie einst auch fort sind, Clarisse, dann werden fremde Menschen kommen und laut von Alltäglichem reden, dort, von wo ich das Alltägliche verbannt habe, wo ich es ertränkt habe in dem Blute meiner Diener und leibeigenen Bauern. Das ist unser Los, wenn einmal die letzte



Maske fällt. Man wird von mir reden, so offen und ohne Scheu und, aimable Clarisse, so laut. Wenn meine Augen zuge drückt worden sind, bin ich ein Gegenstand und mein Leben ist Material für Gelehrte. Ihres wird das nicht, denn unser Garten wird blühen und wachsen und ich habe ihn pflanzen lassen, als ein ewig lebendes Bild unserer Zeit. Es sind schöne Bäume, auf mein Geheiß in Formen geschnitten, harte Felsen zu Pavillons und Grotten gemacht, dunkle Wasser in Teiche geleitet worden, deren Formen regelmäßig sind und das Wasser gelangt erst hin, nachdem es, aus der Quelle geholt, tausend Scherze und Spiele erregt und bewegt hat und Sie wandeln in dem Garten, aimable Clarisse, der Genius, das Konterfey unserer Zeit; denn Ihre Formen sind schön, doch unserm Geschmacke sind sie angepaßt, da sie verhüllt sind von Reifrock und Schnürleib, Ihre Haare von herrlicher Farbe, doch überpudert, Ihre Haut weich und glatt, doch noch heller erscheinend durch dunkle mouches. Und so schreiten wir alle durchs Leben, verhüllt, verschönt, geformt nach der Mode, bis die Maske fällt.



Ich bitte um Vergebung, wenn ich Sie mit diesem langen Briefe fatiguierte und schließe nun zum letzten Male, leider nur im Geiste Sie embrassierend, aimable Clarisse . . .









Der alte Organist.

„Die Rose magst du küssen,
Doch du küssest nie ihren Duft“

So lauteten die letzten zwei Verse, die Marie mit ihrer tiefen, weichen Stimme sang. Sie legte das beschriebene Notenblatt weg und neigte sich zu Karl nieder, der sie am Spinett begleitet hatte. Es war fast ganz dunkel in der Stube und das Lied war sicher schon oft von Marie gesungen worden, denn es war jetzt kaum mehr möglich, die Noten zu lesen und Karl begleitete auswendig spielend. Als der letzte Ton des kurzen Nachspiels in die Dunkelheit der Stube versunken war, wie ein heller Ring, der in trübes Wasser fällt, hob Karl seinen Kopf und es berührten seine Lippen die des jungen Mädchens und verweilten da zu einem Kuß, der sicherlich lang gewährt hätte, wären beide nicht aufgeschreckt worden. Aus einer Ecke des Zim-



mers tönte es nämlich mit einem Male: „Molto impetuoso!“ Marie wandte sich erschreckt um. In der Ecke, aus der der Ruf erschollen war, stand der alte Organist der Kirche, die dem Hause gegenüber lag und deren Fenster dunkel und bunt hereinzublicken schienen. Er war unbemerkt eingetreten und hatte das Lied mit angehört. „Molto impetuoso — ma non troppo“, wiederholte der alte Organist und trat nun in die Mitte des Zimmers. „Was soll denn das für ein Finale sein, das ich eben mitansah, Jungfer Marie? Der Komponist hat es wohl kaum so geschrieben.“

Es war so finster, daß man nicht sehen konnte, wie rot Marie wurde. Karl war aufgestanden und trat auf den Organisten zu. „Ich heiße Karl Luckeneder, zu Diensten“, sagte er kurz und verneigte sich. „Sie haben uns eben überrascht, wie wir ein Stück schlichte, alte Hausmusik spielten, Herr Organist. Es ist das Lieblingslied meiner Braut.“

„Wie nennt Er mit einem Male die Jungfer?“ fragte der Organist und tat sehr erstaunt. „Seine Braut? Wer ist seine Braut? Ich bin der alte Onkel Organist. Und ohne mich wird hier



nicht verlobt und wenn Er sich sehr wundert, daß das Lied, das Er eben ganz falsch begleitet hat, das Lieblingslied der Jungfer Marie ist, dann tut Er mir leid.“ Und jedem Worte durch Aufklopfen seines Stockes auf den Boden noch mehr Gewicht verleihend, fügte er hinzu: „Das ist eines der feinsten Lieder, die ich . . .“ Der Organist vollendete den Satz nicht.

Marie hatte unterdessen vier Kerzen angezündet und stellte zwei davon auf den Tisch, die beiden anderen auf das Spinett. Das Zimmer wurde dadurch nicht sehr hell, aber man konnte nun die Drei deutlich erkennen. Der Organist stand noch immer mit Hut und Stock in der Hand in der Mitte des Zimmers und die graublauen Augen, die aus seinem alten, faltigen Gesicht hervorsuchten, wie zwei übermütige Kinder aus Fenstern einer grauen Ruine, betrachteten bewundernd Marie, die sich nun von ihrer Verlegenheit etwas erholt hatte.

„Wie schön Jungfer Marie geworden ist, seit ich sie das letzte Mal gesehen habe. Ich glaube gar, sie hat etwas gefunden, um ihre Augen dunkler zu färben.“

„Aber, sag' doch der Herr Onkel so etwas



nicht," lachte Marie. „Ich bin doch sicher keine Zierdoeken.“

Der alte Organist drehte sich rasch um, ging in die Ecke des Zimmers, lehnte seinen Stoc an die Wand, stülpte mit Mühe seinen Hut darauf, verwandte einige Zeit und viel Mühe, um zu bewirken, daß der Stoc mit seiner Last stehen bliebe, wandte sich rasch um, streckte beide Arme weit aus und rief: „Ist heute Weihnachtsabend oder nicht? Wo bleibt mein Kuß? Die Rose magst du küssen, du küssest nie ihren Duft. Also küsse die Rose, auch wenn sie, um die wahre Liebe zu prüfen, sich in der Gestalt eines alten Organisten verborgen hält. Werde Er nur nicht eifersüchtig, Herr Luckeneder. Habe Er keine Angst. Der Organist wird sich nicht mehr in einen schönen Prinzen verwandeln. Die Zeiten sind längst vorbei.“

Karl Luckeneder fühlte sich unbehaglich einem Herrn gegenüber, der so vertraut mit seiner Braut verkehrte, und den er noch niemals gesehen hatte. Die Art des Organisten war nicht darnach, ihn absonderlich vertraulich zu stimmen, denn jedes Wort, das der alte Mann sprach,



Klang zwischen Spott und Scherz und das Aussehen des Organisten war nicht anheimelnd. Er war ganz in Schwarz gekleidet und trug sich nach einer längst vergangenen Mode. Er sah aus, wie ein altes Bild, etwa wie das Porträt eines Onkels der Urgroßmutter, das aus seinem Rahmen gestiegen war, um sein Recht auf einen Kuß geltend zu machen. Luckeneder suchte seine Mißstimmung aus Rücksicht für seine Braut, die dem Organisten sehr zugetan schien, zu verbergen, indem er seinen neuen braunen Rock glättete, seine Halsbinde zupfte und sich endlich, nachdem er nichts mehr an seiner Kleidung fand, das einer Verbesserung bedurfte, ans Spinett setzte und leise klimperte. So sah er nicht, wie Marie dem Alten zuerst die Hand küßte und dann die Lippen zum Kusse bot. Aber der Organist, dem nichts zu entgehen schien, was um ihn oder in den Leuten vorging, mit denen er sich befaßte, rief Karl nun an. „Er kann sich schon umdrehen. Es ist alles vorbei!“ Dann griff er in die Tasche, zog eine Düte hervor und gab sie Marie in die Hand.

„Wie jedes Jahr, Marie,“ sagte er und verbeugte sich mit der unnachahmlichen Grazie der



alten Schule. „Aber erst öffnen, wenn das Weihnachtsmärchen erzählt ist.“

Seine Stimme klang mit einem Male weich und angenehm und Karl ließ sich nun gerne von dem alten Herrn, der ihm nicht mehr wie ein unangenehmer Alter, sondern wie ein Freund schien, zum Sofa führen.

„Er gehört nun wohl mit dazu, wenn ich mein Märchen erzähle, wie ich es jeden Weihnachtsabend tue. So bin ich gesessen und zuerst, da habe ich seine Braut in den Armen gehalten und war froh, wenn sie schlief, während ich erzählte. Jetzt würde mich das böse machen,“ sagte er lachend und Marie mit dem Finger drohend, hinzu, „Dann saß sie mir auf dem Knie und nun steht sie vor mir mit den beiden Füßen auf dem Boden, so kommt man herunter. — Die Mutter pugt wohl noch den Baum, wie immer, während ich erzähle? — Gut, gut. Aber früher, da hat Marie auf mich gewartet und war so traurig, wenn ich nicht recht zeitlich kam und heute . . .“ Der alte Mann seufzte. „So ändern sich die Zeiten. Adagio, adagio. Ihr geht nun erst an das Hauptthema, ich bin eine alte, verschnörkelte Durch-



führung, ein letzter Satz. Mein Hauptthema war das Lied, das ihr da gesungen habt. Wo habt ihr es denn gefunden?“

„In der Notenmappe, Onkel. Es ist nur geschrieben, nicht gedruckt“, sagte Marie und wollte aufstehen, um das Notenblatt zu holen. Aber der Alte zog sie auf das Sofa nieder.

„Ich weiß, ich weiß. Es wurde nie gedruckt.“ Für eine kurze Zeit war alles ganz still. Dann rief der alte Organist plötzlich laut: „Es war mein bestes Lied, Dio mio!“

„Dein Lied, Onkel?“ fragte Marie erstaunt.

„Ja, mein Lied! Vielleicht mein Lebenslied“, antwortete der alte Organist. „Ich bin kein Künstler mehr. Ich bin nur ein alter Organist, also *andante cantabile*. Und nun das Märchen.“

Marie rückte näher zum Ofen und wärmte ihre kleinen Füße. Der alte Organist betrachtete die zierlichen Schuhe und lächelte halb schelmisch, soweit sein faltiges Gesicht den Ausdruck erreichen konnte, und halb wehmütig. Dann schaute er auf und sein Blick wanderte durch das Zimmer, blieb an jedem Bilde hängen und grüßte es gleichsam. Tiefe Stille herrschte. Hie und da fiel ein Stück Asche durch den Rost



und dann rauschte es, wie ein leises Flüstern. Draußen fiel der Schnee in Kleinen, Leichten Flocken, die sich an die Fensterscheiben legten, wie wenn sie in die Stube blicken wollten und die Leute beneideten, die am Feuer sitzen durften; der kalte Wind aber trieb sie umbarmherzig fort. Sie rissen sich los und fielen, fielen, verloren sich in der Menge derer, die schon vor ihnen gefallen waren, blieben liegen, um, wenn die warme Sonne kommt, zu vergehen. Die Fenster der Kirche, die vorspringend die schmale Straße noch verengte, strahlten nun heller, da zum Abendsegnen die Kerzen am Altare angezündet wurden. Ganz weit aus der Ferne konnte man einen Wagen dumpf durch den Schnee rollen hören und von Zeit zu Zeit knackte leise irgend ein altes Möbelstück.

„Mir fällt heute kein Märchen ein“, seufzte nach einer langen Pause der alte Organist, „es wird auch von Jahr zu Jahr schwerer, der Jungfer Marie ein Märchen zu erzählen, das ihr gefällt. Heuer sollte die Geschichte gar mit weißer Seide anfangen und mit Myrte aufhören, was Jungfer Marie?“

„Der Herr Onkel weiß schon immer etwas



schönes zu erzählen und was Er erzählt, das könnte immerhin wahr sein, selbst wenn Feen darin vorkommen. Ich glaube immer, der Herr Dunkel erzählt etwas, was Er erlebt hat und die Feen, die bringt Er nur so hinein, damit es ein Märchen wird.“

„Der Herr Organist wird wohl die Feen reden hören, wenn Er an seiner Orgel sitzt und so schön präludiert,“ meinte Karl, der nun auf geschickte Art etwas Schmeichelhaftes über das Spiel des alten Herrn anbringen wollte.

„Da hat Er recht“, seufzte der Organist und rieb sich seine Hände, als wollte er ihnen etwas Gutes tun und sie wärmen, aus Dankbarkeit, weil sie ihm beim Orgelspiel so dienstbereit halfen. „Da hat Er recht und ich will eine Geschichte von der Fee erzählen, die ich sprechen höre, wenn die Orgel schön und weich klingt in der Vox humana. Die Geschichte läßt mich heute nicht mehr aus, die habt ihr wieder einmal in mir wachgesungen. Ich will euch erzählen von der Rose, deren süßen Duft ich niemals küssen wollte, oder vielleicht habe ich ihn geküßt, das eine Mal ?“

Sie war so lieb und gut und ich habe sie so lieb



gehabt; aber ihre Seele, die habe ich nicht verstanden. Die verstehe ich erst jetzt, wo ihr Leib nicht mehr auf unserer Erde ist. Sie hieß Beatriz. Die Jungfer Marie erinnert mich manchmal an meine Beatriz, wenn sie so sinnend vor sich hinblickt. Auch Beatriz hatte dieses dunkle Haar, das schimmert, als wären Sonnenstrahlen eingeflochten, auch sie hatte diese fragenden Augen, in denen die Seele sich zu verstecken scheint, auch sie hatte diese weichen, weißen Hände . . . Sie saß neben mir bei einem Konzert. Ich erinnere mich ganz genau und es sind mehr als vierzig Jahre her. Ich saß in der drittletzten Reihe auf dem vierten Platz im kleinen Redoutensaal. Ihre Mutter hatte kein Programm und fragte mich um einen Namen. Die Mutter verstand gar nichts von Musik“, fügte der alte Organist etwas scharf hinzu, aber das sagte er mehr zu sich, als zu seinen beiden Zuhörern.

„Wir wurden bekannt, recht gut bekannt und ich begleitete Beatriz auf dem Spinett so manche Stunde. Dann übte ich mit ihr und eines Abends, als ich nach Hause kam und über das alles nachdachte, was geschehen war; da fühlte ich, daß



wir uns eigentlich schon lange verlobt hatten. Ich glaube, wir haben es beide nicht gemerkt, als es geschah, aber wir fühlten es beide, denn wir sprachen von der Zukunft und zwar von unserer Zukunft. Und wie wir sprachen und wie wir arbeiteten, con spirito!

Ich hatte schon einige Erfolge mit Liedern gehabt, die im Konzertsaal gesungen wurden. Niemand wußte, von wem der Text stammte, weil er von mir war. Aber das hätten sie nur herausbekommen sollen, da wäre es mir übel ergangen. Daß ein Mensch einen annehmbaren Text und gute Musik machen kann, das hätten mir die Herren nie geglaubt. Der kleine, ekelhafte Mensch von der Theaterzeitung hätte es einmal fast erraten, — aber das hat mit der Geschichte nichts zu tun.

Ich erinnere mich ganz genau, es war an einem kalten Winterabend wie heute und es schneite auch. Ich hatte sie wieder am Spinett begleitet. Sie sang ein neues Lied von mir, es war das Lied von der Rose; sie sang es schön, denn ich hatte es für sie geschrieben. Sie hatte eine weiche, schöne Stimme und jeden Ton, den sie sang, den fühlte sie auch. Sie



hatte Vortrag und das machte ihre Gesangkunst groß, trotzdem ihre Stimme klein war. Sie stand ans Spinett gelehnt und ich erfaßte ihre Hand. An diesem Abend war sie kalt, die kleine, weiche Hand. Ihre Wangen waren gerötet und ihre Augen glänzten, ihre süße Seele, die sich in ihnen sonst versteckte, guckte gerade ein wenig heraus. Abends glänzten ihre Augen immer und oft wunderte ich mich, warum ihre Wangen, auch wenn sie unter Tags noch so blaß gewesen waren, sich röteten, sobald die Sonne unterging. Es kam mir vor, als behielten sie etwas von der Abendröte zurück. Es war ein Abend, genau so wie der heutige, aber es war kein Weihnachtsabend. Beatrice lobte mein Lied und sagte mir, ich verdiene groß und berühmt zu werden. Damals glaubte ich es auch, aber nicht ich verdiente berühmt zu werden, nur meine Kunst und die war es, die alles zerstörte, weil sie nicht dem rechten Menschen gegeben worden war.“

Er hielt inne. Karl Luckeneder sah ihn ziemlich verständnislos an. Der alte Organist bemerkte dies und fuhr fort:

„Die Kunst wird einem gegeben, sie ist etwas,



das man ausbilden und zur Vollkommenheit bringen kann. Aber das ist nur Sache des Fleisches. Man muß seine Kunst auch durch anderes zu verdienen trachten. Der Mensch ist ein Gefäß und Gott gießt den kostbaren Saft in das auserwählte Gefäß, dess' muß man eingedenk sein. Ich kannte den festen Saß und die Harmonie so gut wie einer, ich kannte alles, was ein rechter Musiker kennen soll, aber ich mußte mir daß Recht erwerben, zu empfinden, was Gott nur die empfinden läßt, die es verdienen, wenn er ihnen die Gnade dazu schenkt. Was Arbeit war, das tat ich, aber mein Leben wurde nicht das rechte. Auch der Künstler soll ein Priester sein. Er wird von den Menschen als solcher geachtet, wenn er in den heiligen Stand einzugehen die Kraft hat, wenn er das Leben verschönt, daß es der Kunst würdig sei, wenn er nicht nur seine Kunst ausübt, wenn er sie auch erlebt. Er muß den Duft zu erfassen, zu halten trachten und den Duft, den kein Sterblicher sieht, der nicht greifbar ist, den muß er ehren und halten mit geistigen Händen, wie er die Blüte hält.

Mir war meine Kunst alles, Gott weiß! Und



an dem Abend, ich erinnere mich, da habe ich es meiner Beatrix gesagt. Ich habe ihr gesagt, wie ich davor bange, vergessen zu werden, wenn ich sterbe, was für Angst ich vor dem Tode meines Namens, vor dem Tode dessen habe, das ich auf Erden geschaffen, vor dem Untergang dessen, mit dem ich mein Leben ausgefüllt habe und ausfüllen wollte. Meine Beatrix hat mich besser verstanden, als ich damals begriff. Sie hat das verstanden, wonach ich mich sehnte, wonach ich mich hätte sehnen müssen.

„Ich glaube, ich kann dir helfen“, sagte sie und lächelte und schlug die Augen nieder. „Alles, was ich dir bringe, will ich dir schenken, damit dein Name nicht untergehen.“ Dann drückte sie meine Hand, mir ist, als wenn sie es jetzt täte, da ich dies erzähle.“

Die Stimme des alten Organisten wurde leise und verklang. Im Ofen glomm es nur mehr unter einer grauen Decke hie und da hervor, wie die Erinnerungen herausleuchten aus dem grauen Alltagsleben, das sie gerne zu decken möchte.

„Wir haben geheiratet. Ich erinnere mich des



warmen, sonnigen Herbsttages, an dem unsere Hochzeit war. Es war dort drüben in der Kirche. Die heilige Muttergottes am Hochaltar blickt mich oft an, als wollte sie mich fragen, ob ich mich an meine Hochzeit erinnere. Ja, ja, ich erinnere mich wohl! Die jungfräuliche Mutter blickte nieder zum Altar und die Rosen, die zu ihren Füßen gemalt sind, schienen damals aufzublühen und uns entgegen zu duften. Beatrix sah mich an und flüsterte mir zu: „Die Rosen werden vergehen, aber nimmermehr ihr Duft“. Ich habe sie verstanden. Sie wurde meine Frau, aber der Duft der holden Rosen ihrer Jungfräulichkeit, der blühte um sie und Jungfrau blieb sie vor Gott und in meinem Herzen, auch als der Tag kam, an dem sie meine Hand erfaßte und mir sagte, daß unsere Liebe mir etwas geben werde, das bestimmt sei, länger auf dieser Erde zu weilen, als wir und zu leben durch unsere Liebe. Damals begann ich eine große Arbeit und wollte schaffen für lange Zeit. Es sollte eine Symphonie werden. Die Töne allein sollten die Herzen der Menschen bewegen, ohne Hilfe des Wortes. Mein Weib, meine Beatrix, war



voll Glück über die Botschaft, die sie mir bringen konnte und ich freute mich an ihrer Freude. Was ich geschaffen, seit ich Beatrix kennen gelernt hatte, das sang von unserer Liebe, und ihr war auch diese Symphonie geweiht. Wenn ich von der Arbeit ausruhte des Abends und wir beisammen saßen, dann sprach sie von meiner Kunst und unserem Kinde, das kommen sollte, und träumte, daß beide heranwachsen sollten, beide gezeugt durch unsere Liebe, beide zu Großem und Schönem. Meine Symphonie gedieh. Aber zum ersten Male, seitdem ich Beatrix kannte, äußerte sie nicht den Wunsch, etwas von meiner Arbeit zu hören. Dies bereitete mir viel Kummer, aber ich sprach nicht mit ihr davon. Wenn die Symphonie vollendet wäre, dachte ich, wollte ich sie ihr ganz auf dem Spinett vorspielen. Beatrix blieb im Zimmer, während ich arbeitete; sie nähte an der Wäsche für unser Kind. Es machte ihr viel Freude und immer, wenn ein Stück fertig war, zeigte sie es mir und klatschte in die Hände. Sie war sehr glücklich. Ich schrieb ein Scherzo in die Symphonie, da ich an Beatrix und ihr Glück dachte.



Meine Arbeit war nahezu vollendet und noch hatte Beatrix nicht einmal den Wunsch geäußert, etwas daraus zu hören. Sie sprach kaum mehr davon. Aber sie begann mich bei der Arbeit zu unterbrechen und Dinge zu fragen, die unser Kind betrafen. Zum ersten Mal seitdem wir vermählt waren, weinte sie, weil ich sie kurz anließ, und ich fühlte, daß ich nicht mehr alles für sie war. An demselben Abend hatte ich vorgehabt, ihr meine Symphonie vorzuspielen, aber ich tat es nicht. Als es Nacht war und sie fest im Schlummer lag neben mir, ihre Lippen leicht geöffnet wie zum Kusse, ihren Arm auf der Bettdecke mit offener Hand und leicht gebogenen Fingern, als wollte sie etwas zärtlich streicheln, als ich sie so still betrachtete und gedachte, daß der Kuß, von dem sie träumte, nicht mir galt, sondern einem Wesen, das sie noch nicht kannte, da wurde auch ich ergriffen und ich empfand mein Schicksal als hart; und doch sah ich, daß Beatrix glücklich war und sah, daß eine neue Schönheit in ihr aufzublühen schien mit dem Wesen, das mir Beatrix immer mehr und mehr zu nehmen drohte. Aber der Duft, den die Mutterschaft um mein Weib wob, der war nicht für mich bestimmt, denn



ihre Liebe und ihre Küsse galten nicht mehr mir.“

Des alten Organisten Stimme klang, als spräche er ohne zu wollen, dem Willen einer höheren Macht gehorchend. Seine Augen blickten ins Leere und Marie faßte unwillkürlich die Hand ihres Verlobten und schaute in tiefen Gedanken vor sich hin

„Meine Symphonie“, fuhr der alte Organist leise fort, „war nun vollendet. Beatrix kannte keinen Laßt daraus. Bei einem großen Konzert sollte das Werk im Redoutensaal gespielt werden. Ich konnte den Tag kaum erwarten, da alle dem lauschen sollten, das ich nur für eine geschaffen hatte nur für diese eine, die ich höher stellte als alle anderen; sie sollte auf der Galerie versteckt zuhören, sollte harren, ob es mir vergönnt sei, die Menge zu rühren, zu ergreifen, zu erheitern, zu erheben. Ihr sollte der Dank sein, wenn man mir Jubel spendete, so hatte ich es mir gedacht.

Meine Beatrix war immer zart, aber ich hatte nicht bemerkt, wie blaß ihr schönes Gesicht geworden war, denn ich war voll von meiner Arbeit, den Proben, den Aufregungen, die



einer Aufführung eines großen Werkes vorausgehen. Beatrix saß still zu Hause und ich fühlte, daß sie meine Sorgen nicht teilte. Ich empfand, daß unser Kind ihr ganzes Denken beherrschte und das verlegte mich tief. Aber ich hatte meine ganze Hoffnung auf den großen Abend der Aufführung gesetzt. Meine Kunst würde mir mein Weib wieder erobern, das hoffte ich, darum betete ich.

Voll Unruhe verbrachte ich die letzten zwei Tage vor dem großen Abend. Ich konnte nicht schlafen und jetzt erinnere ich mich, daß ich bemerkte, wie meine Beatrix oftmals in der Nacht hustete. Ich maß dem wenig Bedeutung bei, da ich wußte, daß sie als Mädchen oft an Hustenanfällen gelitten hatte. Der Tag war nicht mehr fern, da Beatrix sich von ihrer lieben Last befreien sollte, um die mütterlichen Sorgen für immer auf ihre Schultern zu laden.

Beatrix hatte mir etwas zu sagen, ich merkte es schon zu Mittag, da sie mich unruhig anblickte, zum Sprechen ansetzte und dann wieder innehielt. Endlich begann sie: „Mein Liebster“ — so nannte sie mich, es war eine Erinnerung an unsere Brautzeit — „mein Liebster, ich fürchte,



ich werde heute Abend nicht ins Konzert gehen können.“

Es war mir wie ein Dolchstich ins Herz.

„Aber es wird doch meine, unsere Symphonie gespielt“, rief ich voll Enttäuschung, „und du kennst keinen Takt davon.“

„Ich weiß“, erwiderte Beatrix, „daß deine Symphonie gespielt wird. Glaube nicht, daß es Mangel an Liebe ist, aber —“ sie stockte.

„Aber“, fragte ich erregt.

„Aber unserm Kinde könnte es schaden. Ich glaube, ich kann wirklich nicht.“

Beatrix sagte noch viel, aber ich hörte sie nicht, sie küßte mich, aber ich fühlte nicht ihren Kuß; ich hörte immer nur wie sie sagte: deine Symphonie, so nannte sie ein Werk, das unsere Liebe hatte entstehen lassen. Sie verleugnete ihr Teil an meiner Kunst, aber das Kind; die rein menschliche Folge unserer körperlichen Liebe, wie mein Zorn es nannte, das war unser genannt worden. Voll Schmerz und Zorn verließ ich sie.“

Der alte Organist sprach wie zu sich selber und in seiner Stimme zitterte etwas wie eine Träne. Mariens Züge bekamen einen harten



Ausdruck, als müßte sie für Beatrix kämpfen, aber sie sprach kein Wort. Mit tiefer Wehmut blickte der alte Mann auf.

„Es war ein großer Erfolg! Das Scherzopiel über alle Maßen und das Andante überraschte geradezu. Ich hatte es gewußt“, setzte der alte Mann mit einem leisen Anflug von Trost und Zufriedenheit in der Stimme, hinzu, „ich hatte es gewußt. Weil man damals nicht auf so etwas gefaßt war! Es war stark empfunden und sehr fein ausgeführt. Ich sage es selber, warum sollte ich nicht, es ist die reinste Wahrheit. Ich habe selbst die Macht des Werkes empfunden, als ich draußen stand vor der Türe, die zum Podium führte und auf- und abging und zuhörte. Natürlich wurde trotz aller Proben die Sache nicht recht gebracht, manches hätte anders gespielt werden müssen. Und doch war es ein großer Erfolg, ein ganz großer Erfolg sogar. Ich mußte heraustreten und mich bedanken, so stark war der Applaus, und da, als ich herauskam und in das Meer voll Licht, in den weißen Saal blickte und kaum erkennen konnte, wer neben mir stand, da fühlte ich, daß mich jemand von der Galerie aus anblickte, da



fühlte ich, wie etwas mich zwang hinaufzuschauen und ich sah gerade hin und erkannte meine Beatrix, die mich mit glänzenden Augen anblickte und um ihren Mund schwebte ein Lächeln, das ich noch niemals bei ihr bemerkt hatte, ungleich dem Lächeln einer Lebenden, so etwas wie der Widerschein der himmlischen Seligkeit. Sie blickte mich an und mir schien sich ihr blasses Antlitz in eine ganz reine, weiße Rose zu verwandeln, dann rauschte ein Lorbeerkrantz neben mir nieder. Ein Duft von Blumen umsing mich, aber mir war's, als vermischte er sich mit dem schweren Geruch, der ein Zimmerer füllt, in welchem Wachskerzen ausgelöscht worden sind. Ich blickte Beatrix wieder an und sah, daß sie still und glücklich lächelnd, aber blaß, auf der Galerie oben saß und mir zunickte. — Das Andere muß Einbildung gewesen sein. Voll Freuden verließ ich den Konzertsaal.

Draußen auf dem weiten Platz war es still. Der Schnee lag festgestoren und gligerte im Mondschein. Ich schritt stark und weit aus. Ich sehnte mich nach meinem Heim und wollte vor Beatrix zu Hause sein, um sie nach dem Erfolge in meinem stillen Zimmer zu begrüßen.



Ich war nicht freundlich von ihr geschieden, aber ich wußte, daß sie meiner Aufregung Rechnung tragen werde.

Als ich in die schmale Herrengasse einbog, begann die Uhr der Michaelerkirche zu schlagen. Ich weiß nicht warum, aber mir klang es wie eine Mahnung. Es war sehr kalt. Ich ging weiter; zugleich mit dem letzten Schlag der Uhr fühlte ich, wie eine Hand meine Schulter berührte. Ich erschrak und blickte mich rasch um. Es war Beatrix. Sie war mir, so rasch sie konnte, nachgeeilt, war außer Atem und konnte nicht sprechen. Sie drückte mir nur immer wieder die Hand. Ich bemerkte am Heimwege, daß ihr das Gehen schwer wurde und brachte sie nach Hause.

An diesem Abend fühlte ich, wie sehr ich sie liebte. Und all die Liebe, die ich in unserer Brautzeit und in unserer Ehe für sie empfunden hatte, schien an diesem Abend ihre Auferstehung zu feiern. Ich war sehr glücklich, aber wie es in dem Evangelium heißt, daß unser Erlöser nach seiner Auferstehung rein und geläutert war, so war auch meine Liebe zu Beatrix nun von ganz anderer Art. An diesem Abend küßte ich ihre Stirne, wie man ein Heiligenbild küßt und als



ich ihr gute Nacht wünschte, da küßte sie mir beide Augen, den Mund und zuletzt auch meine Stirne und mir war so feierlich und froh zu Mute, wie damals, als ich zur ersten Kommunion ging. Es war mir, als segnete mich mein Weib. Das waren keine Küsse heißer Liebe, das war nicht der keusche Kuß einer Braut, das waren die Küsse der Mutter, der Frau, die ihr hohes Werk, das Krönungswerk der Liebe, vollenden sollte. An diesem Abend lernte ich Beatrix' Seele lieben.“

Der alte Organist faltete die Hände, als wäre das, was er noch sprechen wollte, ein Gebet. Die Kerzen flackerten ein wenig und wurden dann wieder ruhig.

„In dieser Nacht träumte ich, daß ich in einem dunklen Kahne saß, einen tiefblauen Fluß, der durch sautgrüne Täler sich schlängelte, hinabfuhr und eine weiße Rose in meiner Hand hielt. Mit einem Male begann die Luft zu klingen. Es war das Lied, das ich für Beatrix geschrieben hatte. Aber die Rose entblätterte sich, während das Lied erklang.

Ich erwachte. Meine Beatrix saß aufrecht in ihrem Bette, blickte mit weitgeöffneten Augen



ins Leere und sang leise das Lied. Die letzte Strophe wiederholte sie zweimal:

Die Rose magst du küssen.
Doch du küssest nie ihren Duft.“

Dann breitete sie ihre zarten Arme aus und sagte leise: „Und wenn der Rosenstrauch blüht, mein Liebster und die Blumen duften so schön, dann glaube ich, dann sind das wir.“ Und mit der Stimme eines Kindes, das betet, sprach sie klar und deutlich: „Nichts läßt Du sterben, nichts geht zugrunde, denn Du bist gütig, Vater im Himmel.“ Und leise begann sie das Glaubensbekenntnis herzusagen, als spräche sie es einem Kinde vor. Den Satz: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches“, den sprach sie zweimal und blickte zu mir hin und sagte: „Hörst du, Liebster, hab' keine Angst, hab' keine Angst.“

Es war hohes Fieber, das ihren Sinn verwirrte. Ich eilte um einen Arzt.

In dieser Nacht kam unser Kind zur Welt, es lebte bis die Sonne aufging und als die ersten Strahlen in unser Zimmer fielen, da verwandelten sie das Kissen, auf dem das Haupt meiner Beatrix zu ewigem Schlaf ruhte, in helles Gold und die Sonne wob in das dunkle Haar



der Toten goldglänzende Fäden, wie sie es getan haben muß, da sie meine Beatrix zum ersten Male mit ihren segensbringenden Fingern streichelte . . .

Ich bin der alte Onkel Organist geworden, denn ich wollte nicht mehr schaffen, weil ich der Welt nicht von meiner Beatrix erzählen will und weil ich fürchte“ Der Alte vollendete den Satz nicht. Statt dessen sprach er leise: „Und wenn der Rosenstrauch blüht und die Blumen duften so schön, dann glaube ich, dann sind das wir.“

Im Ofen war die Glut erstorben und nur mehr graue Asche lag darinnen. Der alte Organist starrte hinein.

„Sind das dann wir oder?“ fragte er sich selber und blickte wie zweifelnd von Marie, die stumm da saß, zur Asche.

Da erklangen die Glocken tief und klar und riefen zum Segen am Weihnachtsabend und riefen die Antwort auf die Frage des alten Organisten; „Ihr werdet nicht sterben! Blumen und Blüten. Blumen und Blüten!“

Der alte Organist stand auf. „Die Glocken läuten, ich muß in die Kirche.“

Die beiden Verlobten bemerkten nicht, wie



der alte Mann aus dem Zimmer ging. Sie blieben still sitzen, Hand in Hand.

Von der Kirche Klang mit einem Male die Orgel herüber und es war, als setzte sie die Erzählung des alten Organisten fort, während er präludierte, denn immer wieder ertönte die Melodie seines Lebens:

„Die Rose magst du küssen,
Doch du küssest nie ihren Duft.“

Die Glocken aber antworteten und trösteten und riefen hinaus in die dunkle Nacht:

„Blumen und Blüten.
Blumen und Blüten.“



Inhalt.

	Seite
Ritter Gersachs Kreuzfahrt	7
Die Pinsdorfer Hohl	85
Ein Abschied	133
Der alte Organist	161

Vom gleichen Verfasser erschienen bisher:

Goldafra

Dramatisches Gedicht in drei Akten

Im Lenienverlag, Leipzig 1910

Wiener Abendpost. Dies Stück ist das schöne Werk eines Dichters, das offenbart sich auf jeder Seite. Es ist ein wirkliches Drama, bühnenwirksam, kein Lesedrama. Es besitzt eine Fülle von interessanten und mannigfaltigen Charakteren und vortrefflichen Rollen, eine lockende Aufgabe für Schauspieler.

Reichspost. Die Handlung ist straff und folgereicher aufgebaut; die Charaktere sind so sorgfältig ausgefeilt, daß man bei der Lektüre die Personen greifbar vor sich sehen kann. Der Geist der Zeit ist vorzüglich getroffen; die Sprache volltönend und bald voll süßer Träumerei, bald voller Leben und Leidenschaft.

Die Stadt der Verheißung

und anderes

Wien, Carl Konegen Verlag

Neue Freie Presse. Die nachdenkliche Stille eines Sommernachmittags ist über den Blättern dieses schmalen Bandes. In Gleichnissen, die aus dem Morgenlande, dem griechischen Götterhimmel, den Klostergängen des Mittelalters ihr Märchengewand leihen, zieht eine aparte dichterische Philosophie des Lebens an uns vorüber und wie damals, als wir den Wundern von 1001 Nacht lauschten, fühlen wir uns wieder still und gläubig werden, wenn die merkwürdig gefasste Stimme dieses neuen Märchenerzählers erklingt. Er ist kein rosenberauschter Phantast. Er kennt die Ränke, die Ehrsucht der Könige, die Eitelkeit der Künstler . . . Über die stillen abseitigen Wege der Märchen hinaus — deren Melodie noch lange nach der Lektüre reizvoll fortflingt — wird er zu größeren Aufgaben, zu Erfolg gelangen und Geltung finden

Aus den Prager Kritiken über die Novelle

Der alte Organist

Vom Verfasser im Klub deutscher Künstlerinnen vorgelesen
am 23. Februar 1911

Prager Tagblatt. Die Novelle, die in geschmackvoller Einleitung und im Stil der Biedermeierzeit in ergreifender Weise von einer Künstlerliebe erzählt . . . Die Novelle ist nicht nur künstlerisch, sondern auch spannend und erhält durch ihre Ausblicke ins Metaphysische etwas Weihevolltes.

Deutsches Abendblatt. . . . eine wehmütvolle Erzählung im Alt-Wiener Stil, die ein todtrauriges Musikerschicksal entrollt und verliert und groß aus dem anheimelnden Rahmen eines Milieustückes hervortritt.

M. 7/10 30/11/18
E. 7/11
✓

Neue Bücher

Frühjahr 1911

im Verlage L. Staackmann in Leipzig

Georg v. d. Gabelenz, Tage des Teufels
Phantasten. Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Max Geißler, Das Heidejahr. Tagebuch
des Einsiedlers. Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Karl Krobath, Sterben. Ein Kärntner
Roman. Broschiert ca. M. 5.—, gebunden ca. M. 6.—

U. De Nora, Meine Käfersammlung
Humoristisch-satirische „Jugend“-Bilderbogen. Band 1:
Species Bavaricae. Band 2: Species Borussicae. Mit
Illustrationen von Arpad Schmidhammer und anderen
Gebunden à M. 2.—

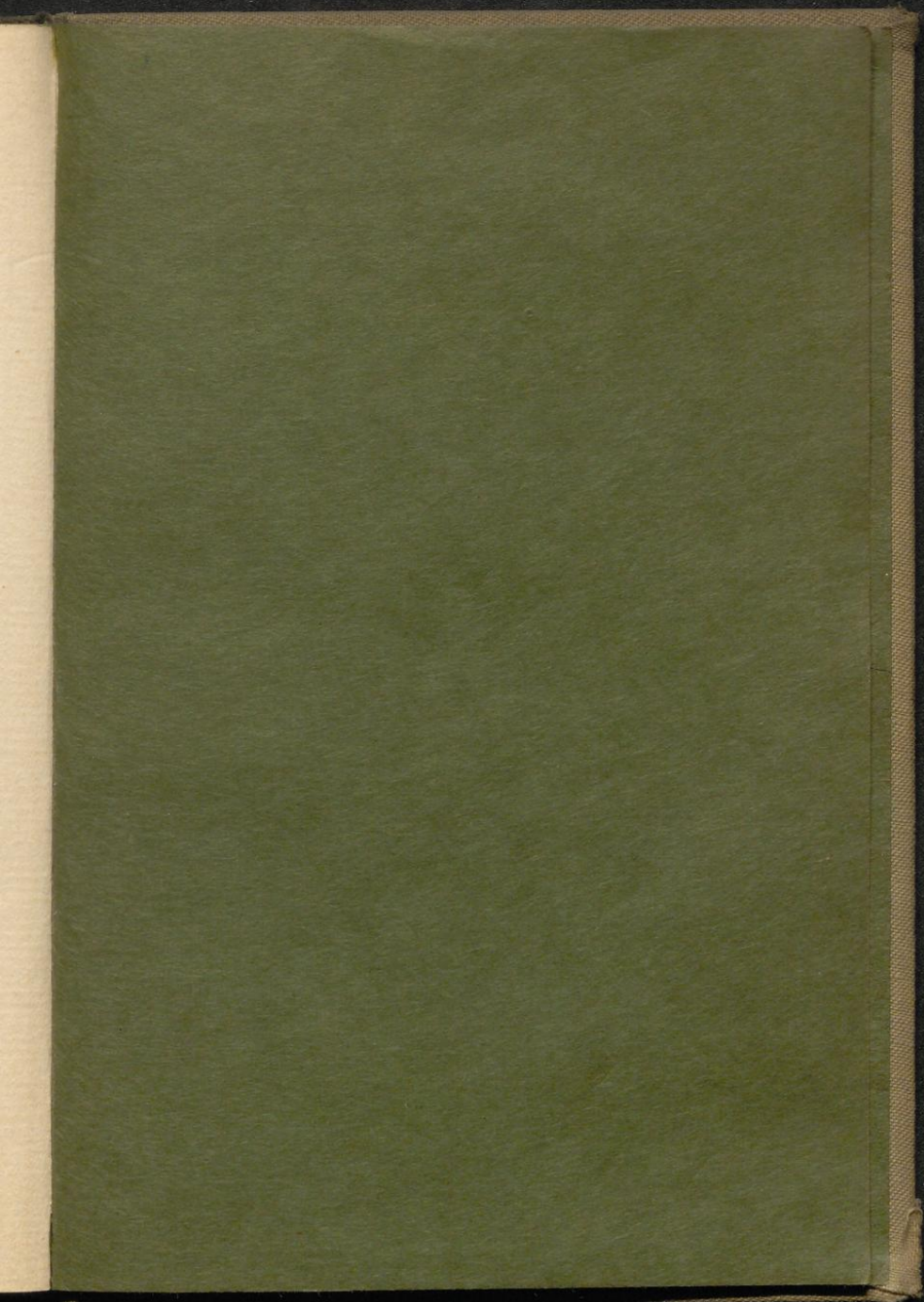
Karl Schönherr, Aus meinem Merkbuch
Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—

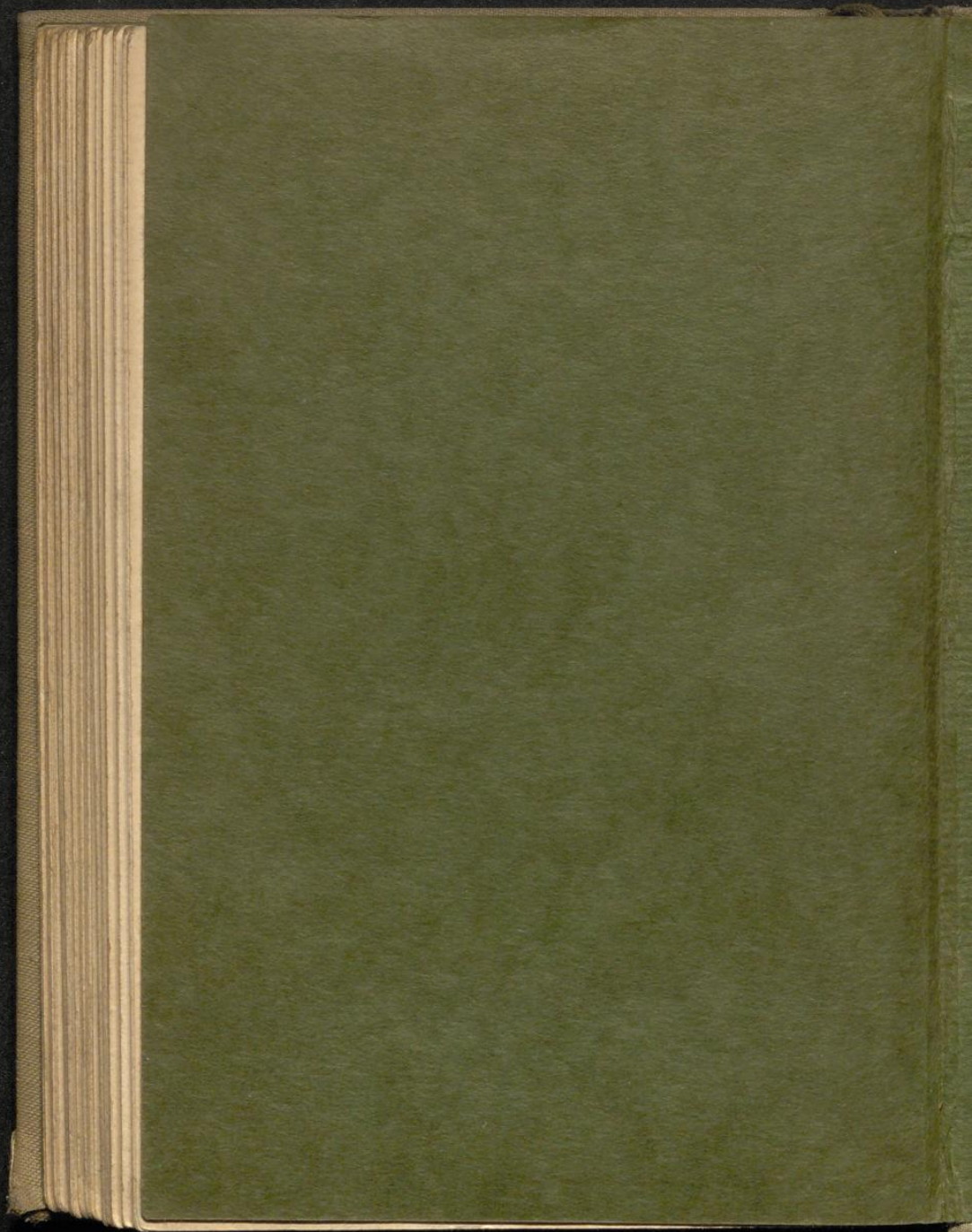
Karl Söhle, Der heilige Gral. Eine
Musikantengeschichte. Kartoniert M. 1.—

Friedrich Spielhagen,
Lebenserinnerungen.

Volksausgabe von „Finden und Erfinden“. Herausge-
geben von Dr. H. Henning. Ein stattlicher Band
ca. M. 3.—

D. 10





WIENBIBLIOTHEK



+QWB10685409



Böhrer & Burgardt.
Leipzig.